

„Alles hat seine Zeit“¹

Symposium

Berlin, 22./23. März 2014

Inhalt

Symposium „Alles hat seine Zeit“: Programm

Aus der Einladung *Constanze Kraft/Els van Vemde*

In den Spuren von Hendrik Kraemer *Dr. Karl-Heinz Dejung*

Entscheidungen in der Nachkriegszeit 1945 bis 1950 *Dr. Kurt Anschütz*

HKH und NÖG in Kalter-Kriegs-Zeit *Dr. Dick Boer*

Richtungssuche in der Nachwendezeit I: Über das Zusammenleben im Haus und die Anti-Rassismus-Gruppe/das interkulturelle Dialogforum *Sabine Albrecht*

Richtungssuche in der Nachwendezeit II *Giselher Hickel*

„Ja, so war's“. Erinnerungen an das Hendrik Kraemer Haus *Els van Vemde*

Alle die heute beisammen sind. Ein Lied zum Abschied des Hendrik Kraemer Hauses *Els van Vemde*



¹ Prediger 3,1.

Programm

Sonnabend, 22. März 2014

- 9:30 Uhr Kaffee zum Ankommen
10:15 Uhr Begrüßung, Eröffnung, Anlass

Teil 1: Einsichten gewinnen

- 10:30 Uhr In den Spuren von Hendrik Kraemer (Dr. Karl-Heinz Dejung)
12:00 Uhr Entscheidungen in Nachkriegszeit (Constanze Kraft / Dr. Kurt Anschütz)
- Pause - Mittagimbiss + Bilder, Bücher, Beschauliches
- 14:00 Uhr Jenseits und diesseits – HKH und NÖG in Kalter-Kriegs-Zeit (Dr. Dick Boer)
15:00 Uhr Richtungssuche in Nachwendezeit (Sabine Albrecht/ Giselher Hickel)

Teil 2: Erinnerungen pflegen

- 16:30 Uhr „Ja, so war's“ (Els van Vemde; offen für jedermann / jedefrau)
19:00 Uhr Abschied feiern – informelles Zusammensein mit kaltem Büffet

Sonntag, 23. März 2014

Teil 3: Hoffnungen nähren

- 10:00 Uhr Podium: Träume, Ideen, Pläne (Waldtraud Skladny, Verena Mittermaier, Jyoti Chakma, Jelena Vukobrat, Brigitte Lawson, Yolanda... Sylvia...)

Teil 4: Gewissheit empfangen

- 11:30 Uhr Gottesdienst
13:00 Uhr Ausklang

Aus der Einladung

Liebe Freundinnen und Freunde,
sehr geehrte Damen und Herren,

unser Verein muss sich von den Räumlichkeiten im Pfarrhaus der Jerusalemkirchgemeinde trennen. Das bedeutet einen tiefen Einschnitt in unsere Arbeit. Wir werden in Zukunft nicht über eigene Räume verfügen, auch wenn wir nicht aufhören wollen, weiter für ein ökumenisches Denken und Handeln einzutreten und uns als Niederländische Ökumenische Gemeinde zu treffen. Dabei werden wir künftig die Gastfreundschaft der St. Markusgemeinde in Berlin-Friedrichshain in Anspruch nehmen und uns im AndreasHaus, Stralauer Platz 32 (gegenüber dem Ostbahnhof), treffen. Es wird in Zukunft also noch eine Arbeit des Hendrik-Kraemer-Hauses geben, aber kein Haus, das in Berlin diesen Namen trägt.

Das soll uns Anlass sein, über die Geschichte der von Bé Ruys vor 65 Jahren begonnenen Arbeit, ihre Bedeutung für die Berliner Ökumene, die Rolle von Haus und Gemeinde in der geteilten Welt des Kalten Krieges und in der wieder vereinten Stadt nachzudenken. Mitunter birgt ein Ende die Chance für den Beginn von etwas Neuem.

Im Veranstaltungsprogramm an findet sich auch ein Punkt, den wir etwas augenzwinkernd „Ja, so war's“ genannt haben. Wir wollen persönlicher Erinnerung gebührenden Raum geben. Ihr seid/ Sie sind eingeladen, dazu beizutragen.

(...)

Herzliche Einladung und Grüße aus dem Hendrik-Kraemer-Haus
Constanze Kraft und Els van Vemde

In den Spuren von Hendrik Kraemer

Dr. Karl-Heinz Dejung

Vorbemerkungen

Der langjährige Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, Willem A. Visser't Hooft, hat Hendrik Kraemer einmal wie folgt charakterisiert: Dieser war ein Mensch vielfältiger Charismen, Kompetenzen und Interessen. Deshalb, so der Freund und Wegbegleiter: Alle, die diesem überreichen Leben auch nur annähernd gerecht werden wollen, sollten sich darüber Rechenschaft geben, warum sie sich mit ihm beschäftigen.² An uns gewendet: Was fasziniert uns heute noch an dieser prophetischen Gestalt? Er war ein weltweit anerkannter Sprachwissenschaftler, galt als Experte des Islam. Er gehörte in Holland zum geistlichen Widerstand gegen die nationalsozialistische Besatzung. Er stritt über Jahrzehnte für die Erneuerung seiner Niederländisch-Reformierten Kirche. Er wurde als Laie Professor der Theologie und formulierte als Lientheologe wegweisende Perspektiven zur Zukunft der Kirchen in der modernen Welt. Und um es nicht zu vergessen: Hendrik Kraemer hat als 1. Direktor des 1946 gegründeten Ökumenischen Instituts in Bossey die zentrale Aufgabe dieses Zentrums, Laien in ihrer Verantwortung zu schulen, wesentlich geprägt. Und er war dies alles in der Zeit weltweiter Befreiungskämpfe, der Renaissance der Religionen, der ideologischen Konflikte und des Widerstandes gegen menschenverachtende Systeme.

Gemäß Visser't Hoofts Rat will ich deshalb meinen eigenen Blick auf diesen Menschen beschreiben, der 1918 – also auf dem Höhepunkt des europäischen Imperialismus – geboren wurde. Und der 1985 starb, just zu dem Zeitpunkt, in dem sich in der westlichen Welt die große politisch orientierte kulturelle Revolution der Nachkriegsphase ausbreitete. Sie erreichte schon 1966 sein Heimatland, zur Hochzeit von Kronprinzessin Beatrix mit dem deutschen Fürstensonn Klaus vom Amsberg. Kraemer ist für mich ein großer ökumenischer Lientheologe, ein Stratege der Mission. Im Kampf gegen Totalitarismus und im Streit für die Unabhängigkeit der überseeischen Kolonien und der dort entstandenen Kirchen suchte er ein prophetisches Zeugnis der Kirchen. Dieses entwickelte er im Kontext der Renaissance der Religionen, die er schon früh als Herausforderung für ein Christentum betrachtete, das sich viel zu selbstverständlich und selbstgefällig als Speerspitze der abendländischen Zivilisation verstanden hatte. Dieses Christentum sah er an sein Ende gekommen und damit auch all die Hilfsargumente der Mission, sich als Herold von Aufklärung und Fortschritts zu profilieren.

² Zitiert von Ans van der Bent, in: Artikel Hendrik Kraemer, Dictionary of the Ecumenical Movement, Edited by Nicholas Lossky u.a., Geneva 1991, S. 574 f.

Noch ein Wort zu meiner eigenen Beziehung zu Hendrik Kraemer. Ich selbst habe ihn nicht mehr persönlich erlebt. Sein Sohn Paul war jedoch in meinen Rotterdamer Jahren einer meiner Chefs, der mir viel von niederländischem Denken und Mentalität vermittelte. Über seinen berühmten Vater erfuhr ich jedoch wenig von Paul. Er teilte wohl das Schicksal so mancher Kinder berühmter Eltern, die allzu sehr in ihrem Schatten leben mussten. Allerdings In Gesprächen mit ökumenischen Freunden, die mit Kraemer zusammen gearbeitet hatten, wurde er mir als „Vulkan“ und „heiliges Feuer“ geschildert. Als ein strenger Mensch gegen sich selbst und gegen andere. Leidenschaftlich hat er die Verhältnisse seiner Zeit mit dem biblischen Realismus konfrontiert. Er litt ein Leben lang unter schwerer Schlaflosigkeit und hat – so sein Bossey-Kollege Hans-Ruedi Weber – nächtelang um Einsicht und Wahrheit gerungen³.

1. Als Bibelübersetzer im missionarischen Dienst in Niederländisch-Indien

Hendrik Kraemer wurde am 17. Mai 1888 in Amsterdam geboren. Seine Eltern waren Deutsche, die in den siebziger Jahren des 19. Jhdts. aus dem kleinen Grenzdorf Suderwick nach Amsterdam übergesiedelt waren. Hier versuchte sein Vater – er diente noch im 1870er Krieg für Deutschland - als Schneider sein Auskommen zu finden. Kraemer verlor seinen Vater mit 6 Jahren, seine Mutter im Alter von 12 Jahren. Seine vier Jahre ältere Schwester und er fanden zunächst Bleibe in einer Familie idealistisch gesinnter Sozialisten und Anarchisten, bei der seine Mutter gedient hatte. Mit 13 Jahren kam er in ein Reformiertes Waisenhaus, das streng calvinistisch geführt wurde⁴. Später pflegte er zu sagen: „*Wir wurden hier nicht erzogen, sondern kujoniert*“⁵. Das Erziehungssystem passte mehr in ein Jugendgefängnis als in eine freie Gemeinschaft. Hier lernte er den Heidelberger Katechismus auswendig, ohne ihn zu begreifen. Im Alter von 15 Jahren wurde er ergriffen von einem Missionsvortrag über Neuguinea, der ihn zu der Entscheidung brachte, dorthin als Missionar zu gehen. Die Alternative seiner frühen Jugend – Christ oder Sozialist zu sein – hatte er damit für sich zunächst einmal entschieden.

Die auf sechs Jahre angelegte Ausbildung im Missionsseminar in Rotterdam legte er nach vier Jahren ab. Doch die Prüfungsbehörde wollte ihm wegen eines „ungenügend“ in

³ So Boudewijn Sjollema und Hans-Ruedi Weber in E-Mails vom 23. Februar 2014.

⁴ Ich beziehe mich im Folgenden immer wieder auf die Biographie von Arend Theodor van Leeuwen, Hendrik Kraemer – Pionier der Ökumene, Basel 1962. Zudem auf Günter Gloede, Hendrik Kraemer, in: Ökumenische Profile Bd. 2, Stuttgart 1963. Dankbar greife ich auch auf den vervielfältigten Beitrag von Bas Wielenga „Zum Erbe von Hendrik Kraemer“ (16 Seiten) zurück, den dieser 2002 beim Umzug des Hendrik-Kraemer-Hauses in neue Räume gehalten hat. Zur Literatur von und über Kraemer verweise ich Werner Schüßler, Artikel „Hendrik Kraemer“ im Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon Bd. 4, Herzberg 1992, Sp. 577-580.

⁵ Arend Theodor van Leeuwen, aaO S. 10.

Dogmatik die theologische Fähigkeit als Missionar nicht zugestehen⁶. So geht er nicht als Missionar nach Neuguinea, sondern wird dazu auserkoren als Gelehrter für indonesische Sprachen und Literaturkunde nach Java zu gehen. Er sollte dort Bibelrevisionen für die Missionsarbeit auf Javanisch, Sudanesisch und Malaiisch anfertigen. Nach mehr als 9-jährigem Sprachstudium legte er die entsprechende Prüfung ab und reiste 1922 mit seiner Frau – er hatte 1919 Hyke van Gemeren geheiratet – über Kairo nach Ostasien. In Kairo nahm er vier Monate am islamischen Leben teil, was ihm bei den Muslimen den Ehrennamen „Scheich Kraemer“ einbrachte. Er studierte an der berühmten El Azhar und erhielt einen Vorgeschmack für das, was ihn auf Java erwartete. Wurde er doch konfrontiert mit den Aufbrüchen der islamischen Welt zwischen den beiden Weltkriegen. Wellen des Radikalismus, des nationalen und revolutionären Selbstgefühls wie des Modernismus, die in Niederländisch-Indien erst eine schwache Kräuselung zeigten, schlugen hier schon haushoch.

Auf Java war er nicht nur als Sprachwissenschaftler gefordert, er wurde auch zum gefragten Berater verschiedener Missionsgesellschaften, auch der Rheinischen und der Basler Mission. Auf unzähligen Reisen durch den indonesischen Archipel ging es stets um eine Frage: Wie Mission unter kolonialer Ordnung ihr Fremdsein angesichts der Zeichen der Zeit gestalten sollte. Brachte sie doch eine westliche Religion, die zur beherrschenden Rasse gehörte und die eine Abkehr vom sog. Heidentum forderte. So bildete sich bei Kraemer zunehmend die klare Perspektive, sich nicht der neuen Zeit zu verschließen. Konkret hieß dies: Auf den Feldern der Mission war es dringend geboten, dass sich „selbständige Kirchen“ entwickelten. Denn in den Zeiten des nationalen Aufbruchs musste die bisherige bevormundende westliche Führung, der eigenen Verantwortlichkeit Platz machen. Originalton Kraemer:

„Der Bürger der fremden Welt, an den wir uns richten ... verlangt von uns, die Preisgabe aller wirklichen oder vermeintlichen Überlegenheit in Kultur, Intellekt, Religion, den Verzicht auf alles Höherstehenwollen. Und gerade das ist für uns Europäer, die wir tief verborgen oder auch sehr sichtbar das Gefühl der Überlegenheit in uns tragen, das Schwerste, was von uns verlangt werden kann. Solange ich im Osten lebe, ist dies mein täglicher Kampf und wird es bis zum Tode bleiben. Immer deutlicher entdecke ich einen verborgenen Widerwillen und Hochmut in mir, der nicht radikal bereit ist, sich aufzugeben. Und doch müssen wir ganz und gar dazu bereit sein. Nur so kann das Eindringen in die einheimische Umwelt mit Herz und Verstand für uns zu einem tiefen Bedürfnis, zu einer Leidenschaft werden... Hier geht es um den großen Lebenskampf des Missionsarbeiters; denn von allen Missionsproblemen ist und bleibt der Missionar selber das größte Problem“⁷

⁶ Ebd S. 13.

⁷ Zitiert ebd. 108 f.

Erst Jahre später werden die Früchte dieser Arbeit deutlich. Die unter seinem Einfluss erarbeiteten Kirchenordnungen und die Initiativen zu einer qualifizierten Ausbildung eigener Pastoren mit der Gründung der Theologischen Schule in Madang 1926 haben wesentlich dazu beigetragen, dass die „Jungen Kirchen“ ohne große Einbußen die japanische Besatzungszeit überstanden. Obwohl ihre Pastoren und alle Missionare gefangen genommen und in Lagern – in sog. „jappe kamps“ - festgesetzt waren. Konsequenter geht Kraemer 1935 in Basel auf einer Konferenz des Internationalen Missionsrates und des Christlichen Studentenweltbundes scharf mit dem kolonialen Imperialismus ins Gericht:

„Jeder Versuch, der im Osten zur sozialen, moralischen und geistigen Selbstbefreiung, Erneuerung und Hebung unternommen wird, verdient darum die volle Aufmerksamkeit und die ganze Mitarbeit der Mission. Das ist echter christlicher Realismus, der unvermeidlich mit dem verblendeten <Realismus> des imperialistischen Anliegens in Konflikt kommen muss, diese Völker solange wie möglich schwach und in Abhängigkeit zu halten“⁸.

Es verwundert nicht, dass Hendrik Kraemer im Befreiungskampf des indonesischen Volkes nach dem II. Weltkrieg als einer von wenigen eindeutig Stellung bezieht. Wir erinnern uns: Während der japanischen Besetzung hatten die Niederlande Indonesien Selbständigkeit („self-determination“) im Rahmen einer Union in Aussicht gestellt. Nach dem Abzug der japanischen Truppen wollten sie von einer solchen Zusage wenig wissen. Vor allem lehnten sie die indonesische Interpretation dieser Zusage im Sinne der nationalen Unabhängigkeit („independence“) ab. Gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen 1945 und 1949 mit der Befreiungsarmee Sukarnos waren die Folge. Erst im Jahre 1949 erkannten die Niederlande – auf Druck der USA – dessen Regierung an. Besonders die „Polizeiaktionen“ vom 20. Juli 1947 und vom 27. Dezember 1948, mit der die indonesische Freiheitsbewegung militärisch niedergeschlagen werden sollte, erregte Kraemers Entsetzen⁹. Aufschärfste verurteilte er diese militärischen Aktionen und vergleicht diese Politik mit der der Nationalsozialisten während der Besatzungszeit im II. Weltkrieg und der der Kommunisten in Osteuropa danach.

„Ist es für einen Christen, der noch etwas von einer anderen Gerechtigkeit als derjenigen der Welt weiß, widersinnig zu fragen, ob uns Gott nicht vielleicht in Indonesien durch alle verwirrenden Ereignisse hindurch als <Besitz> und <Recht> wegnehmen will, um uns dort, wenn wir dies verstehen und damit Ernst machen, einen neuen Platz anzuweisen oder es uns

⁸ Zitiert ebd S. 126.

⁹ Mit dem Begriff einer „Polizeiaktion“ sollte dieses militärische Eingreifen vor der Völkerwelt beschwichtigend als eine innere Angelegenheit dargestellt werden, die dazu im völkerrechtlichen Sinne als legitimes Handeln der Obrigkeit zu verstehen sei.

dann ganz zu nehmen, weil wir das verdient haben? Er postuliert: Ohne Selbstüberwindung und Sieg über seine natürlichen Instinkte wird das holländische Volk nicht zu einer durchgreifenden Lösung dieser Krise gelangen“¹⁰.

Doch damit greifen wir in Kraemers Lebensgeschichte weit voraus, sorgte er doch Ende der dreißiger Jahre zunächst einmal in der Internationalen Missionsbewegung für Aufsehen. Im Auftrag des Internationalen Missionsrates legte er für die III. Weltmissionskonferenz in Tambaram (1938) eine Studie vor, die bis in die 60er Jahre die ökumenischen Religionsdebatten bestimmen sollten¹¹.



2. Der missionstheologische Klassiker eines Laientheologen

Bevor wir uns dieser programmatischen Schrift zuwenden noch ein Wort zum theologischen Selbstverständnis seines Autors, der ja ein Laie war. Er hat in einem Interview seiner Bosseyer Jahre einmal davon gesprochen, er sei ein Leben lang in die Theologie verliebt gewesen, habe sich aber immer geweigert, diese zu heiraten. Das stille Vergnügen, mit dem er sich in ökumenischen Debatten – oft nachträglich – als Nichttheologe „outete“, entsprang freilich einer tieferen Quelle als einer gesunden Ironie. Denn er verstand die Theologie nicht nur als die wichtigste und notwendigste, sondern auch – hier sind Anklänge an die dialektische Theologie Karl Barths unübersehbar – als die gefährlichste und unmöglichste Wissenschaft. Denn sie maßt sich an, Umgang mit dem zu haben, der ein <verzehrendes Feuer> ist. Wo sie sich der Unmöglichkeit dieser Anmaßung nicht mehr bewusst bleibt, verkehrt sie das göttliche Gnadenrecht in ein menschlich verfügbares, verständliches Recht. Kraemers erotische Koketterie mit der Theologie war wohl auch mit dem Wunsch verbunden, einer theologischen Besserwisseri zu entfliehen und nicht in die Gesellschaft falscher Propheten zu geraten¹². Übrigens: Die Theologische Fakultät von Utrecht hat dem Sprachgelehrten 1936 den theologischen Doktor h.c. zukommen lassen. Und seit 1939 wirkte er in Leiden im Fach Religionsgeschichte / Phänomenologie der Religionen, einem Bereich, der allerdings damals etwas am Rande der theologischen Wissenschaft stand.

¹⁰ Zitat bei Arend Theodor van Leeuwen, aaO S. 211.

¹¹ „The Christian Message in a Non-Christian World“, London 1938; in Deutsch 1940 in Zürich erschienen.

¹² Van Leeuwen aaO S. 156. In englischer Sprache formulierte er in Bossey: „My relation to theology is one of being in love, but I don't propose ever to marry“ (ebd S. 157).

Es ist mit Recht darauf aufmerksam gemacht worden, dass mit der „Christlichen Botschaft in einer nichtchristlichen Welt“ Karl Barth in den Raum der Mission gebracht wurde¹³. Schon im Titel klingt das an. Er sollte ja darüber schreiben, wie das Christentum nichtchristlichen Religionen begegnen kann. Er korrigierte jedoch diese Vorgaben: Den geschichtlich so belasteten Begriff „Christentum“ ersetzt er durch „Christliche Botschaft“ und der Fokus auf die „nichtchristliche Welt“ umfasst nicht bloß die Religionen des Ostens, sondern war auch bezogen auf den entchristlichten Westen, wo neue heidnische „Scheinreligionen“ Menschen in ihren Bann zogen. Das Buch wurde damit mehr als nur die erbetene Abhandlung über aktuelle Missionsprobleme, durch die die Missionswelt von der von liberalen amerikanischen Wissenschaftlern verfassten Studie „Rethinking Missions“ durcheinander gewirbelt wurde¹⁴. Es wurde zum Aufruf an die Kirche Christi in der ganzen Welt: „Zwischen den Zeiten“ – mit dieser der „Dialektischen Theologie entlehnten Formulierung beginnt sein Werk – die „Zeichen der Zeit“ zu erkennen.

Hendrik Kraemer wird in der ökumenischen Religionsdebatte mit seinem frühen Bestseller gern als Exklusivist charakterisiert. Vor allem das evangelikale Lager beruft sich mit dieser theologischen Etikette gern auf ihn. So wird er heute oft in die Ecke eines Fundamentalismus gestellt, der den nichtchristlichen Religionen keinerlei Spuren wahrer Gotteserkenntnis zuerkennt. Doch bei so viel Vereinfachung erscheint Vorsicht geboten: Richtig ist, dass für Kraemer Christus die „Krisis“ aller Religion und aller Religionen ist. Allerdings nicht nur der nichtchristlichen, sondern auch des empirischen Christentums.¹⁵ In diesem Sinne steht die Offenbarung Christi quer zu den Intentionen aller Religionen, die versuchen die Totalität des Seins zu begreifen. Sie sind aber allein „*im Lichte der Offenbarung Christi zu untersuchen*“. In diesem offenbarenden Lichte Christi ist ihr grundlegendes Irreführtsein zu entdecken, das alles religiöse Leben beherrscht. Zugleich aber auch ihr tastendes Suchen nach Gott zu fühlen, das sich in ihnen regt und das in Christo eine unerwartete göttliche Lösung findet¹⁶.

Schon in Tambaram erntete Kraemer nicht nur Zuspruch, sondern auch Widerspruch, der vor allem von indischen Delegierten formuliert wurde. Sie bezweifelten, ob der Aufbruch asiatischer Religionen wirklich – im Barthschen Sinne – als Abfallbewegung von Gott verstanden werden muss. Konnten sie nicht auch – so damals ganz zaghaft der indische

¹³ So u.a. Günter Gloede, aaO S. 79.

¹⁴ W. E. Hocking (Ed), Rethinking Missions. A Laymen's Inquiry After One Hundred Years, New York 1932.

¹⁵ Einen Überblick über die ökumenischen Auseinandersetzungen mit Kraemers Beitrag für Tambaram bietet die Ecumenical Review aus dem Jahre 1989, in der Beiträge mehrerer Symposien – in Madras und Oegstgeest – aus dem doppelten Jubiläumsjahr 1988 – dem 100. Geburtsjahr Kraemers und dem 50. Jahr der Veröffentlichung seines Klassikers – versammelt sind.

¹⁶ Hendrik Kraemer aaO S. 102-105.

Theologe Paul Devanandan – einen Platz im Heilsplan Gottes haben¹⁷. Heute würden wir sagen: Es muss doch bezweifelt werden, ob ein an dem Kampf mit den „Scheinreligionen“ in Europa gewonnenes Religionsverständnis auf die Wirklichkeit der Religionen Asiens übertragen werden kann.

Kraemer hat in Genfer Vorlesungen aus den Jahren 1953/54 diese seit Tambaram immer wieder formulierte These aufgenommen, dass Gott auch unter den Völkern und in den Religionen außerhalb des biblischen Bereichs der Offenbarung am Werke ist. In Tambaram hatte er noch die Meinung vertreten, es sei unmöglich den Versuch zu unternehmen, Stellen solcher göttlicher Aktivität auszuweisen. Dieses Verdikt nahm er 15 Jahre später zurück und gab damit selbst ein Signal für eine religionstheologische Wende¹⁸. Diese neue Offenheit für die Religionen Asiens kommt auch darin zum Ausdruck, dass Kraemer – in seiner späteren Funktion als Direktor von Bossey – zum Promotor des 1957 in Bangalore gegründeten weltberühmten „Christian Institute for the Study of Religion and Society“ (CISRS) wurde, das wie kein anderes christliches Zentrum in Asien zur Stätte der Begegnung mit anderen Religionen wurde. Es stimmt wohl doch, was Visser't Hooft über seinen Landsmann zu sagen wusste: Zu seiner Zeit gab es wenige, die die spirituelle Kraft der Weltreligionen und die Einzigartigkeit der Offenbarung in Christus so zusammenzubringen suchten, wie Kraemer¹⁹.

Gewiss, wir müssen im Kontext multireligiöser Gesellschaften über Kraemers kontextuell bestimmtes Religionsverständnis hinausgehen. Das betrifft vor allem sein Diktum vom „Rätsel Islam“, dem er auf der einen Seite „Oberflächlichkeit“ und gleichzeitig eine große Faszination auf die Massen zu attestieren ist²⁰. Es betrifft auch sein Verdikt gegenüber interreligiösen Gebeten und Gottesdiensten, die nach seinem Urteil notwendig flach und oberflächlich sein müssen²¹. Seitens der Religionswissenschaft wird zudem vor allem seiner Vorstellung von Religionen als organischen Totalitäten widersprechen, die ja zur Gleichsetzung mit den europäischen Scheinreligionen des Totalitarismus geführt hatten.²²

Übersehen sollten wir aber bei dieser Kritik nicht, was Kraemers Entwurf in der Phase der Dekolonisation leistete: Mit ihm kam ein vom Evolutionsgedanken geprägtes Verständnis der Religionen mit dem Christentum als Zielgestalt an ein Ende. Zudem zertrümmerte er – hier ist die „Christliche Botschaft“ wohl Barths „Römerbrief“ vergleichbar – die in der Missionswelt immer noch dominierende Vorstellung von der christlich-abendländischen

¹⁷ Zu Paul Devanandan vgl. Joachim Wietzke, *Theologie im modernen Indien – Paul David Devanandan*, Frankfurt/M. 1975, bes. 218 ff.

¹⁸ Hendrik Kraemer, *Religion und christlicher Glaube*, Göttingen 1959, S. 8 f.

¹⁹ Zitiert von Emilio Castro im Editorial der *Ecumenical Review* 1989.

²⁰ Hendrik Kraemer, *Die christliche Botschaft in einer nichtchristlichen Welt*, S. 193-202.

²¹ Hendrik Kraemer, *Religion und christlicher Glaube*, S. 363-365.

²² Vgl. dazu Bert Hoedemaker, *Kraemer Reassessed*, in: *Ecumenical Review* 1989, S. 30 ff.

Kultursynthese. Beide Überzeugungen boten ja die Grundlage für eine theologische Legitimation westlichen Kolonialismus. Und er eröffnete schließlich mit der Anwendung der Religionskritik auf das empirische Christentum Theologen aus Jungen Kirchen Möglichkeiten, sich sukzessive aus der Vormundschaft abendländischer Missionstheologie zu befreien und – auf dem Weg der theologischen Selbstbestimmung – einheimische Formen von Theologie zu entwickeln.²³

3. Widerstand gegenüber der Besatzungsmacht und Ökumenische Aufbrüche

Kraemer hat 1938 eine Professur in Leiden nicht zuletzt deshalb angenommen, weil sie ihm die Möglichkeit bot, die „eisige Erstarrung“ der reformierten Staatskirche „durch den lebenweckenden Atem eines urchristlichen Radikalismus aufzutauen“. Dabei wäre dies ihm und seinen Freunden kaum gelungen, wenn nicht der „Kairos“, der begnadete Augenblick der Not des ganzen Volkes, unter dem Druck der deutschen Besatzung dazu gekommen wäre²⁴. Die von ihm gegründete Kommission einer „Kirchlichen Besinnung“ organisierte er nach dem Beispiel der Bekennenden Kirche in Deutschland, die ihm in ihrer Tüchtigkeit und Schaffenskraft vorbildlich erschien. In einer Flut von Initiativen versuchte er den Weg zu ebnen zu einer „Christusbekennenden Kirche“, die an der ökumenischen Losung „Let the Church be the Church“ orientiert war.

Schon die Erklärung der reformierten Synode vom 17. Mai 1940 – kurz nach der deutschen Besetzung – trug die Handschrift Kraemers und seiner Freunde. In den ersten Tagen des Jahres 1942 legte er eine Denkschrift vor, in der er die Teilnahme an dem von der Besatzung eingeführten Arbeitsdienst als dem Bekenntnis zu Christus widersprechend bezeichnet wurde. Angesichts erster von der SS gegen niederländische Juden gerichtete Maßnahmen im Spätsommer desselben Jahres wurde mit einer Kanzelabkündigung vom 27. Oktober protestiert. Besonders gegen die verordnete Umsetzung des „Arierparagraphen“ in Schulen hat Kraemer ein klares „Nein“ gesprochen. Sein Eintreten für die Juden war theologisch begründet. Ich zitiere:

„Wir haben in Wort und Tat für das jüdische Volk einzustehen. Als ein Zeichen Gottes lebt dieses Volk mit seiner ganzen Rätselhaftigkeit unter uns. Als ein Zeichen Gottes haben wir Christen es zu respektieren und zu behandeln“²⁵

²³ So nach Arend Theodor van Leeuwen, aaO S. 210.

²⁴ Ebd S. 180.

²⁵ Zitiert ebd S. 189.

Auch beim Widerstand der Universitäten stand Kraemer in vorderster Reihe. Als er und einige Kollegen gegen die Absetzung jüdischer Kollegen protestierten, wurden sie am 13. Juli 1942 nach St. Michielsgestel (Brabant) in ein Internierungslager gebracht. Sie dienten dort als Geiseln und Faustpfand der SS gegen mögliche Sabotageakte aus dem aktiven niederländischen Widerstand. So wurden 5 von ihnen als Vergeltungsmaßnahme für einen in Rotterdam verübten Sabotageakt hingerichtet. Trotz dieser ständigen Bedrohung – Kraemer wurde erst nach 18 Monaten Ende 1943 wieder frei gelassen – machten die Gefangenen von St. Michielsgestel eine geistliche Erfahrung, die ihr zukünftiges Leben bestimmen sollte. Sie erlebten am eigenen Leibe, den Fall von Mauern in diesem traditionell „versäulten“ Land und entdeckten damit eine „Ökumene“, die über die konfessionellen Zersplitterungen hinausging²⁶.

Dazu gehörte auch der Durchbruch durch die Trennungsmauer zwischen dem Christentum und dem Sozialismus. Die aus solchen Erfahrungen eingeleitete Umschmelzung der Sozialdemokratischen Partei zur „Partei der Arbeit“ sollte für den Rest seines Lebens seine politische Perspektive bestimmen²⁷. Er lernte Christ und Sozialist zu sein. Dabei müssen wir uns klar machen, dass die PvdA wenig gemein hatte mit den kommunistischen Parteien Osteuropas und eher westdeutschen Sozialdemokraten nahe stand. Kraemers Einstellung zum Marxismus kann mit der Formel umschrieben werden, die in den 30er Jahren die ökumenische Debatte bestimmte: Er wurde verstanden als weithin berechtigte Anklage gegen ein Christentum, das versagt hatte, Anwalt des niedergetretenen Menschen zu sein. Der Marxismus machte für ihn deutlich, *„welch eine ungeheure Macht die Religionskritik in der Weltgeschichte zu sein vermag“*²⁸.

So war die Ökumene in den Kriegsjahren eine sehr lebendige Wirklichkeit geworden. Nach dem Ende der Besatzung bezeugte er auf der neuen Generalsynode im Oktober 1945: *„Wie oft haben wir in den bittersten Stunden in den vergangenen Jahren alles, was wir erlebten, allein zu tragen vermocht im Gedanken an die Wirklichkeit der Einheit der Christen über die ganze Welt hin“*²⁹ Dazu gehörte auch die beklemmende Frage von Aussöhnung mit der Kirche in Deutschland. Das „Stuttgarter Schuldbekennnis“ erschien ihm als hoffnungsvolles Zeichen vom ehrlichen Willen deutscher Christen zu neuer Gemeinschaft. Zählte er doch zu der ökumenischen Delegation, die am 18. Oktober 1945 zu einem ersten Gespräch mit dem neu gewählten Rat der EKD in Stuttgart zusammenkam und dort mit der Bitte „Sagt Ihr uns

²⁶ Ebd S. 190-193.

²⁷ Ebd S. 208 f.

²⁸ Hendrik Kraemer, Religion und christlicher Glaube, aaO S. 41. – Zur Marxismuskritik der frühen Ökumenischen Bewegung vgl. Klaus Spennemann, Die ökumenische Bewegung und der Kommunismus in Russland, 1920-1956, maschinenschriftliche Dissertation, Heidelberg 1970.

²⁹ Arend Theodor van Leeuwen, aaO S. 208.

etwas, damit wir Euch etwas sagen können“ den entscheidenden Anstoß zu dieser berühmten Erklärung gab. Er selbst formulierte in Stuttgart in tiefer Bewegung durch das Schuldbekenntnis der deutschen Kirchenführer: *„Wenn man viel gelitten hat, dann hat man auch gelernt, viel milder zu urteilen... Wenn wir das mitnehmen dürfen nach Hause als die Stimme des Gewissens der Evangelischen Kirche in Deutschland, dann wird das sein wie ein Aufruf für die holländische Kirche“*³⁰. Wir alle wissen aus dem Streit um dieses Wort, dass der Weg zu solcher Aussöhnung weit sein sollte.

Kraemer wusste, auch für die niederländischen Kirchen war der Weg weit um der Berufung als „Kirche in der Welt und im holländischen Volk“ gerecht zu werden. In der gleichnamigen Schrift aus dem sog. „Hungerwinter“ schreibt er in den letzten Monaten vor der Befreiung:

„Die schwersten und entscheidenden Jahre liegen nicht hinter, sondern vor uns. In der kommenden Zeit wird die Kirche noch genauer gewogen und auf ihren Gehalt geprüft werden. Eine Kirche, die nach dem durch den Krieg geschaffenen Umbruch der Zeit einfach ihr Vorkriegsleben wieder aufnehmen und fortsetzen will, ist zum Tode verurteilt. Sie ist zum salzlosen Salz geworden, das zertreten zu werden verdient“.

Er scheute sich nicht, von der besonderen Erfahrung Gottes in Krieg und Befreiung zu reden:

*„Es ist deutlich geworden, dass Gott in diesen elementaren Kriegseignissen selber das Heft in die Hand genommen und unseren schlaffen und untreuen Menschenhänden entzogen hat. Wir haben durch Gottes Gnade, die der verborgene Kern seines Zornes und seiner Strafgerichte ist, wieder etwas verstehen gelernt, dass der wahre Stand der Kirche der des Leidens und der Unterdrückung ist“*³¹.

So warnte er davor, die Not der Besatzungszeit nur als ein verhängnisvolles Zwischenspiel bzw. einen Alptraum rasch zu vergessen, anstatt sie als *„ein gnädiges Urteil über eine ungehorsame Kirche und ein widerspenstiges Volk zu erkennen“*³². In dem schon früher erwähnten Rückfall des Großteils des niederländischen Volkes und eines Teiles der niederländischen Kirchen in ein koloniales Besitzdenken, sah er diese versucherische Gefahr aufleben und die Chancen der Erneuerung verspielt.

4. Die Ökumene und die Laienfrage – Kraemer als Direktor von Bossey (1947-1955)

³⁰ Zitiert bei Karl Herbert, Kirche zwischen Aufbruch und Tradition, Stuttgart 1989, S. 70.

³¹ Beide Zitate bei Arend Theodor van Leeuwen, aaO S. 206.

³² Ebd S. 213.

Eine der überraschendsten und ermutigenden Erscheinungen im Widerstand der Kirchen während der Kriegszeit war es gewesen, dass Laien einen so wichtigen Anteil daran hatten. Diese Erfahrung stand wohl hinter dem Wunsch Visser't Hoofts, für das in Bossey zu gründende Ökumenische Institut einen Laien als Direktor zu gewinnen. In Kraemer fand er diesen Mann, der – 1946 dazu ernannt – im Jahre 1947 dort begann. Hier konnte dieser seine in den Kriegsjahren entwickelten Überlegungen zum „Volk Gottes“, dem „Laos“, als den Werkzeugen, denen sich Christus für seinen Dienst an der Welt bedienen will, fortentwickeln. Diese zuhause gewonnene Einsicht versuchte er jetzt auf die Weltebene zu übertragen: die Kirche nicht länger klerikalen Körperschaften zu überlassen, sondern gemäß dem Priestertum aller Gläubigen, die Laien für ihre zentrale Rolle im Volk Gottes zuzurüsten. Bundesgenossen dazu fand er in dem in Driebergen gegründeten Institut „Kerk en Wereld“, in den deutschen Akademien und der Kirchentagsbewegung, in „Christian Frontier“ in England und anderen verwandten Initiativen. Sie alle waren davon getrieben, die Kirchen mit einer modernen Welt in Beziehung zu bringen, die sich weitgehend säkular verstand.³³

In diesen Jahren liegen auch die Wurzeln des Berliner Hendrik-Kraemer-Hauses. Bé Ruys, die in diesem „Institut“ ihr Lebenswerk gefunden hat, nahm teil an dem ersten Theologenkurs, der in den ersten Monaten des Jahres 1947 in Bossey unter Kraemers Leitung stattfand. Ihr gelang es, Kraemer davon zu überzeugen, Bossey-Lehrgänge nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Berlin durchzuführen. Denn insbesondere Menschen aus Berlin und Ostdeutschland konnten aus politischen und finanziellen Gründen nur schwer an Tagungen in der Schweiz teilnehmen. Zwischen 1950 und 1970 sollen beinahe 100 Bossey-Tagungen mit durchschnittlich 40 bis 50 Teilnehmern hier stattgefunden haben. Sie hat also dafür gesorgt, dass interessierte junge Menschen, Studenten, Jugendpfarrer das erste Mal im Leben "Ökumene gerochen" haben. Fast die gesamte ökumenische Generation der DDR-Kirchen hat ihre ersten Erfahrungen in solchen Tagungen gemacht. Und für die DDR-Kirchen war es lebenswichtig, mittels dieser Generation fähig und bereit zu ökumenischer Mitverantwortung zu sein.³⁴

Was brachte Kraemer dazu, diesen ökumenischen Brückenschlag zwischen Ost und West 1959 mit seinem Namen zu verbinden? Es war wohl die theologische Neugier, die diesen Missionar antrieb, neue Grenzen zu überschreiten und die Möglichkeiten und Risiken des christlichen Zeugnisses in der säkularen Welt auszuloten. Berlin war dazu ein bevorzugter Ort, begegneten sich doch an dieser Nahtstelle des Ost-Westkonfliktes zwei Welten: der real

³³ Ebd S. 215 ff.

³⁴ Auch Arend van Leeuwen weist in seiner Biographie darauf hin, dass die wachsenden Visaschwierigkeiten für die Ostdeutschen, die Bossey-Leitung veranlassten, regelmäßig vergleichbare Kurse in Berlin anzubieten und einzurichten.

existierende Sozialismus und der real existierenden Kapitalismus mit ihren ideologischen Gebäuden. Beides auf je verschiedene Weise Welten, die in ihrem Selbstverständnis Gott nicht länger brauchten. Genau diese Ausgangslage muss ihn gereizt haben, den Aufbau eines ökumenischen Zentrums mit seinem Namen zu verbinden. Dazu auch die biblische Überzeugung von einer Kirche, die durch Leiden und Unterdrückung neu geboren werden kann. Von ihm kenne ich keine Zeugnisse über dieses Experiment, aber vielleicht gibt es einige unter uns, die darüber erzählen können.

5. Entdeckungen in den Spuren Hendrik Kraemers

Hans Ruedi Weber hat 1969 – zum 10-jährigen Jubiläum des Hendrik-Kraemer-Hauses - die These formuliert, Kraemer werde man nur gerecht, durch das Aufgreifen neuer Themen. Ich kann dem nur zustimmen³⁵. Ich sehe in Kraemer einen im besten Sinne kontextuell orientierten Theologen, der Zeitgenossenschaft zu leben suchte und vermochte. Ich habe bewusst so oft ihn selbst zu Worte kommen lassen, um den Kontext seiner prophetischen Theologie deutlich werden zu lassen. Wer glaubt – wie etwa die evangelikale Szene – sich auf einen kanonisierten Kraemer berufen zu können, wird den Herausforderungen nicht gerecht, vor die er uns stellt. So werden wir in Fragen des interreligiösen Dialogs – zumal mit den Muslimen - heute Kraemer nicht einfach folgen können. Aber seine Perspektive gilt weiterhin: Nur im Zusammenleben mit Menschen anderen Glaubens, werden wir uns der Einzigartigkeit Christi vergewissern können. Was heute unter dem Stichwort „Konvivenz“ als Grundlage des interreligiösen Dialogs gilt, wurde von Kraemer allseits praktiziert.

Kraemer hat in seinen vielfältigen Stellungnahmen zu den politischen Auseinandersetzungen seiner Tage aus der ökumenischen Einsicht gelebt, dass sich christlicher Glaube einer Solidarität verdankt, die die Loyalität gegenüber Rasse, Klasse, Volk und Nation übersteigt. Aus dieser Glaubensgewissheit hat er die neuheidnischen „Scheinreligionen“ – Faschismus und Kommunismus - der dreißiger Jahre attackiert und den niederländischen Kolonialismus als Teil des europäischen Imperialismus heftigst kritisiert. In diesem Zusammenhang konnte er sogar die Besetzung seiner Heimat durch Nazideutschland als Zeichen des Zornes Gottes über die über Jahrhunderte erfolgte Bereicherung durch die Ausraubung Indonesiens sehen³⁶. Er sah sich darin durch die alttestamentliche Prophetie bestärkt, die jeder Art von Vergötzung in ihren Zeiten entgegentrat. Die Frage, wo wir welchen Göttern heute dienen, ist deshalb nicht die geringste Herausforderung, die sich angesichts von Kraemers Erbe stellt.

³⁵ So nach Bas Wielenga, aaO, S. 24.

³⁶ Bas Wielenga unter Hinweis auf Kraemers Text „Auf welcher Basis?“, mit dem dieser sich nach dem Ende der Besetzung 1945 an das niederländische Volk wandte (aaO S. 21 f.).

Übrigens, den Begriff der Vergötzung – im Englischen „idolatry“ - konnte Krämer nicht nur für einen räuberischen Kapitalismus, sondern auch für die verschiedenen Spielarten des Kommunismus benutzen. Einen Tatbestand, den keine geringere als Elisabeth Adler im Blick auf Kraemers Spätwerk „World Cultures and World Religions“ noch 1988 bitter beklagte³⁷.

Kraemer hat mit seiner Kritik an jeder Religion auch das empirische Christentum im Blick gehabt. Auch das real existierende Christentum ist von dem Irreführtsein geprägt, das alles religiöse Leben beherrscht. Beides erlebte er in seiner Zeit. Nicht nur in der Vergötzung des Volkes bei den Deutschen Christen, sondern auch in der eiskalten Erstarrung seiner eigenen Kirche, die sich über mehr als 100 Jahre selbstherrlich als Staatskirche zelebrierte. Reform der Kirche war deshalb für ihn immer mehr und anderes als eine Frage ihrer Reorganisation. Es ist der immer neu zu wagende Versuch, angesichts der Zeichen der Zeit – im Kairos - ein lebendiges Christusbekenntnis zu wagen. Die gegenwärtig verbreitete Selbstgenügsamkeit der Kirchen, die an der Selbstbehauptung der Konfessionen orientiert ist, widerstreitet Kraemers Erfahrung, dass nur in ökumenischer Verbundenheit die Kirchen ihren Dienst in der Welt tun können. Er hat nie bestritten, dass dies ein weiter Weg ist, auf dem es viel zu lernen und zu verlernen gilt. Aber die von der III. Vollversammlung des ÖRK in Neu Delhi (1961) formulierte Vision, dass an jedem Ort alle Christinnen und Christen nur zu einer Kirche zusammenkommen, wollte er bis zum Ende seines Lebens nicht aufgeben.³⁸

Kraemer war ein Mensch, den wir heute einen „global player“ nennen würden. Gewiss er lebte darin, auch ein Stück weit das mondiale Bewusstsein seines niederländischen Volkes aus. Aber der Antrieb zum Unterwegssein hatte vor allem eine theologische Dimension, die in seinem Verständnis von der Kirche als Volk Gottes begründet war. Es muss für ihn eine tiefe Befriedigung gewesen sein, dass sich in Neu Delhi der ÖRK zur Ekklesiologie des Volkes Gottes bekannte. In diesem Horizont wagte er – zumal als Lientheologe – immer neue Aufbrüche und mutete diese auch vielen seiner Weggenossen – nicht zuletzt seiner Familie - immer wieder zu. In der Ökumenischen Bewegung hatte dieser „Unterwegs-Mensch“ eine Heimat gefunden. Diesem neuen christlichen Haus war er bis zu seinem Lebensende tief verpflichtet. In ihm kam zusammen, was seinem Lebensverständnis entsprach: Aufbruch und Einkehr in und trotz allen Widerfahrnissen des Lebens.

Ich fasse zusammen. Hendrik Kraemer ist nicht zu kopieren. Aber: Wer sich von ihm inspirieren lässt, landet bei einem biblisch geprägten Glauben, der aus der Dialektik von Gericht und Gnade lebt. Aus dem Vertrauen, dass der Vater Jesu Christi in seiner heiligen

³⁷ Elisabeth Adler, Dialogue in the Second World, in: Ecumenical Review 1989, S. 40 ff.

³⁸ Vor Neu Delhi warnte er vor schnellen Erfolgen und stellte nachdrücklich fest: „Wir sind unterwegs, aber am Anfang des Weges“ (Günter Gloede aaO, S. 83)

Liebe nicht zugrunde richtet, sondern aufrichtet. Von dieser Gewissheit angetrieben hat er Zeitgenossenschaft zu leben gewagt und hat damit für eine Unzahl von Menschen seiner Zeit anregend gewirkt. Deshalb sage ich: Weniger in bestimmten Positionen und Beurteilungen, sondern in dieser Perspektive sollte er auch für uns heute noch wegweisend sein. Und ich hoffe, dass er dies auch nach dem Ende dieses Hauses – es hatte in der Tat eine volle und gesättigte Zeit – noch für viele sein wird.

Entscheidungen in der Nachkriegszeit 1945 bis 1950

Überlegungen zur dreifachen Gottes-Evidenz

Dr. Kurt Anschütz

„Alles hat seine Zeit“: Vielleicht ist es ja eben dieses, was immer wieder neu zu lernen ist? Etwas, was nach seiner Logik lief, läuft aus und kommt zum Halt. Bleibt gar nichts, kehrt alles, manches wieder, und wenn ja: bleibt unser Vergangenes erkennbar, und werden wir selbst noch mit drin sein im Neuen? Das weisheitliche Einwilligen ins Vergehen zu lernen aber kostet Kraft, wie auch dieser Abschied nach 65 Jahren den Beteiligten einige Kraft abverlangt.

Weisheitliches Einbequemen ins Auf und Ab unserer irdischen Unternehmungen hat freilich ja auch selbst „seine Zeit“, gemessen nach irdischem Maß. Und vielleicht ist es deshalb auch dieses, was in christlicher Existenz immer wieder neu gelernt werden darf: „Unsere Zeit steht in Seinen Händen“? (Ps.31,16) Tatsächlich wird’s ja mitten im Laufen und noch im Auslaufen bis auf den Jüngsten Tag heißen: „Tausend Jahre sind vor Dir wie der Tag, der gestern vergangen ist.“ (Ps.90,4) Von dieser überlegenen Periodisierung, hoch über den von uns gepriesenen oder erlittenen kurzen und langen Wellen, weiß die Schrift, und deshalb ruft sie zum Erkennen und zum Ausschöpfen dessen aus, was um uns liegt: „Siehe, jetzt ist der Tag des Heils!“ „Alles hat seine Zeit“ – die Verheißung aber steht.

Auch die Nachkriegszeit 1945 bis 1950 ist deshalb beides, Weltgeschichte und Heilsgeschehen: bedeutendes Jahrfünft der Profangeschichte und Bruchteil eines Gottestages. Im Folgenden geht es um die Frage, ob und wie die Gleichzeitigen damals mitten im Irdischen, von dem sie wussten, dass es nur Übergang sein konnte, „das Heil tatsächlich schauen“.

„Entscheidungen in der Nachkriegszeit“: Der Titel ist so erfreulich vage formuliert, dass er auch ganz Kleines zulässt: So werde ich mich auf ein einziges Dutzend Menschen in Berlin

konzentrieren. Es handelt sich dabei um Christinnen und Christen aus verschiedenen europäischen Ländern, allesamt zwischen Ende Zwanzig und Mitte Dreißig. Um gleich eine Differenz aufzumachen: Wenn sie trotz ihres Übergangsbewusstseins damals eines nicht im Geist hatten, dann war es weisheitliche Abgeklärtheit: Denn was auch immer sie lebten, war heiß: heiß ihr Glaube, ihre Liebe und Wollust, heiß die Selbstbezwungung und ihr gesprochenes Wort. Nichts war Einbequemen und nichts war Melancholie, denn am heißesten war die Hoffnung.

Reichstrümmerstadt, Fünfvölkerstadt: ein Häuflein Menschen im dynamischen Alter: unser Tag! Denn sie wissen sich am Platz, weil sie in ihrem Besten herausgefordert werden. Sie stürzen sich hinein in den Aufbau einer Welt, der sie abtrotzen wollen, was so dringend noch fehlt: Völkerverständigung, Gerechtigkeit, möglichst auch Freiheit. Dafür nehmen sie berufliche Risiken und vielerlei Entsaugungen in Kauf, und manche geraten gar auch aus der Bahn: durch körperlichen Zusammenbruch und Depression.

Es waren zunächst vor allem junge Pfarrer aus der Bekennenden Kirche, Schüler von Karl Barth, Dietrich Bonhoeffer und Hans Joachim Iwand. Wöchentlich trafen sie sich zum Bibelstudium und zur Diskussion über die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse. Einer von ihnen, Rudolf Weckerling, den wir vor vier Wochen im Alter von 102 Jahren aus dieser Welt verabschiedet haben, skizzierte 50 Jahre später die einstigen Vorstellungen und die Stimmungslage des Kreises so: Aufgrund ihrer Erfahrungen als „Illegale“ der Bekennenden Kirche wollten sie die Kirche nun von den lebendigen Gemeinden her bauen, wobei sie freilich von Woche zu Woche immer deutlicher erkennen mussten, wie schnell ihnen die Zeit davon lief und wie wenig Raum ihre Vorstellungen bei anderen fanden. Denn die Kirche war die einzig verbliebene einigermaßen intakte Ordnungsmacht auf deutscher Seite, und deshalb förderten zumindest die drei Westalliierten ihre schnelle Restauration. Diese wurde allerdings überhaupt nur möglich, weil auch in der Kirche selbst der Wille zur gesellschaflichen Macht vorhanden war; ungebrochen hatte er die Nazizeit überdauert. Dessen Verkörperung war der frühere Generalsuperintendent Otto Dibelius, einst Deutschnationaler in entschiedener Frontstellung gegen die Weimarer Republik. Die kirchliche Verwaltung, inzwischen durch Entlassung von einigen rabiaten Deutschen Christen nazifrei gemacht, dazu die juristischen Denkstrukturen und vor allem das Fehlen von wirkmächtigen innerkirchlichen Opponenten ließen Dibelius zum Mann der Stunde und zu deren Bischof werden. Denn mochten andere Führungspersönlichkeiten der Bekennenden Kirche, wie etwa Martin Albertz, Heinrich Grüber oder Hans Böhm sich im Detail auch von Dibelius unterscheiden, so waren sie ihm doch im Entscheidenden verbunden: Auch sie waren einer bürgerlichen Vorstellungswelt verhaftet, beherrscht von deutschnationalen

Ressentiments und überzeugt, dass alles getan werden musste, um der kirchlichen Institution rasch wieder öffentliche Geltung zu verschaffen. Mit dieser Grundentscheidung wurden sie zu den bestimmenden Entscheidungsträgern. Die Rechtfertigung lag für sie auf der Hand: Machtentfaltung und Machkonzentration mussten sein um der Not der Menschen willen, die dringend einen Anwalt gegen die Alliierten benötigten. Und doch auch viel innerlicher noch: Gerade um des Evangeliums willen wollte man sich noch einmal als Volkskirche durchsetzen, freilich nicht in ihrer behäbigen Variante, sondern durchaus in der Nachfolge der Bekennenden Kirche als *ecclesia militans*. Denn anders als nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg gab es eine verheißungsvolle Leere bei all diesen Steine klopfenden Frauen, bei den Heimkehrenden, den Durchziehenden und vor allem auch bei den eben noch Hitlerjugendlichen. Diese Leere als das „Nichts“ in den Köpfen und Herzen hat die britische Quäkerin Helen Adamson ergreifend beschrieben, als sie ihren Landsleuten vom ersten gemeinsamen Gottesdienst zwischen Deutschen und Engländern am 26. August 1945 berichtete: „Von Jemandem, der ja gar nichts anderes gekannt hat, können wir nicht erwarten, dass er neue Gedanken aus dem Nichts heraus entwickelt.“

Welchen Wert hatten Verdikte wie „Restauration“ und „Reaktion“ angesichts dieses Vakuums, das so eindeutig pastoral qualifiziert werden konnte als die gottgeschenkte Möglichkeit zur Missionierung der Hunderttausende durch das dafür einzig geeignet erscheinende Instrument der Volkskirche?

Dieser übermächtigen Dynamik wollte sich der kleine Kreis der „jungen Brüder“ – Ehrenbezeichnung noch aus den Nazijahren, selbstironisch allerdings bald ersetzt durch „Brüderchen“ - entgegenstellen, zu dem sich neben Weckerling schließlich bis zu Zwanzigzusammenfanden - nicht länger nur Männer, nur Pfarrer, nur Deutsche. Zu nennen sind: Eberhard Bethge, Karl Albrecht Denstedt, Winfried Maechler, Horst Symanowski, Horst Dzubba, Hellmuth Linke, Hans Müller, Wolf Dieter Zimmermann, sowie „die Schwesterchen“ Helga Weckerling und die Judenretterin Ruth Wendland, Pfarrerrinnen der Bekennenden Kirche, Gertrud Staewen, Sozialfürsorgerin im Gefängnis und Judenretterin, und Mary Bailey, Lehrerin, Anglikanerin, die bei der Britischen Militärregierung für die Bearbeitung der kirchlichen Angelegenheiten abgestellt war.

Hinzu kam auch Georges Casalis, der Anfang 1946 vom französischen Protestantismus als Militärpfarrer nach Berlin entsandt wurde mit dem Auftrag, Beziehungen zur Bekennenden Kirche herzustellen. Vermittelt vermutlich durch Gertrud Staewen, die ihn über Karl Barth noch aus der Vorkriegszeit kannte, wurde Casalis sofort zur Mitarbeit eingeladen. Auch Casalis hat diesen Kreis beschrieben, freilich nicht aus der Retrospektive, sondern zeitgleich

in euphorischen Artikeln, Briefen und Lageberichten: Anders als andere "Helden des geistlichen Widerstandes", würden sie sich nicht damit begnügen, sich dem Nationalsozialismus entgegengestellt zu haben, vielmehr setzten sie ihren Kampf konsequent fort: gegen gesellschaftliche und kirchliche Restauration, gegen lutherischen Konfessionalismus und klerikalen Liturgismus, gegen das von Otto Dibelius autoritär geführte Bischofsamt, gegen die Bildung einer christlichen Partei, gegen das die kirchliche Macht absichernde Kirchensteuersystem, für ein Bekenntnis zur deutschen Schuld und die Fortentwicklung der Stuttgarter Erklärung, für ein beharrliches Suchen nach einem dritten Weg aus den - wie Casalis es formuliert - Totalitarismen des Geldes einerseits und des Staates andererseits heraus hin zu "einer Welt, wo das Evangelium sein Wort zu sagen hätte, statt verachtet zu werden, und zwar sowohl von jenen, die vor ihm zwischen zwei Börsencoups den Hut ziehen, als auch von jenen, die es übergehen als Überrest einer überholten Zivilisation."

Der Kreis nennt sich „Unterwegs-Kreis“, ihr Sprachorgan werden die monatlichen „Unterwegs“-Hefte, die all dieses von Weckerling und Casalis Skizzierte ab 1947 breit entfalten. Casalis hatte bei der französischen Militärregierung die Druckerlaubnis und die Papierzuteilung erwirkt. Wenn die Auflage bis auf 10.000 Exemplar wachsen konnte, dann zeigt dies: Was die Zwanzig bewegte, bewegte mutatis mutandis Tausende, so dass unsere heutige Konzentration auf diese Wenigen ihren größeren Hintergrund bekommt. Sie hier im Hendrik-Kraemer-Haus können sich auf jeden Fall auch noch eine weitere Person sehr konkret hinzu vorstellen: Bé Ruys, 1949 nach Berlin gekommen, um die hier gebliebenen holländischen Zwangsarbeiter kirchlich zu betreuen, war sofort in diesem Kreis mit dabei. „Entscheidungen in der Nachkriegszeit“, heißt der Titel, und wir haben in der Tat gesehen, dass die Unterwegs-Menschen sich andauernd und offensichtlich von sehr grundsätzlichen Leitvorstellungen her entschieden: contra und pro, zumeist mit heißem Herzen und enormem persönlichen Einsatz. Bei näherem Hinsehen wird nun aber deutlich: Diese Entscheidungen sind alle nachgeordnete: nachgeordnet einer einzigen Entscheidung.

Um diese vorlaufende Entscheidung geht es nun im zweiten Teil – wir sind ja auf der Suche nach dem Verhältnis von Profangeschichte und Heilsgeschehen im Jahrfünft 1945 – 1950. Am leichtesten und dichtesten ist der Begriff der „Entscheidung“ bei dem reformierten BarthSchüler Georges Casalis zu finden, und zwar in einem in deutscher Sprache am 4. Dezember 1945 gehaltenen Vortrag vor 120 Göppinger Jugendlichen: Acht Monate zuvor waren sie noch in der Hitler-Jugend gedrillt worden zum Glauben an den ewigen Sieg des stürzenden Reiches, für das sie sich oft auch noch als Flakhelfer eingesetzt hatten. In entsetzlicher Konkretheit konfrontiert Casalis sie eine Stunde lang mit dem „unendlichen

Leid“, das wir auch in Frankreich verursacht und hinterlassen hatten: „Mit welcher Berechtigung könntet Ihr erwarten, dass nicht gerade Euer Volk eingeschlossen ist in einen Kreis des Hasses?“ Dann aber sagt er so:

"Das erste, was uns heute Abend vereint, ist, dass wir gemeinsam, ihr Deutsche und ich, ein Franzose, Glieder derselben Kirche sind, dieses Leibes Jesu Christi, der sich über alle Unterschiede der Sprachen, der Rassen, der Grenzen hinweg erstreckt, Glieder derselben Gemeinschaft mit unserem auferweckten Herrn. 'Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe' - das ist unser gemeinsamer Reichtum, das ist, was wir alle haben, oder vielmehr, was wir alle gemeinsam täglich empfangen aus der Gnade Gottes. Und welches auch immer unsere Vergangenheit, unsere Gegenwart und unsere Zukunft ist: Niemand wird es erreichen, dass dieses Empfangen zum Besitz der einen unter Ausschließung der anderen wird, zum Vorteil oder zur Höherwertigkeit eines Volkes zuungunsten der anderen Völker. Denn es handelt sich hier um etwas, nein, um Einen, der über uns allen ist, frei gegenüber uns allen, und der uns so zu sich zieht, dass er uns miteinander vereinigt durch 'das Band des Friedens' (Eph.4,3)."

Und in steilem Résumé endet er so: "Die Befreiung musste von außen kommen, es musste diese wundersame Invasion ins Leben geben, es musste Einer bereit sein zu sterben, damit wir wieder Menschen würden: also ist Jesus Christus gekommen, er ist gestorben unter dem Gewicht unserer Versklavung, und er ist auferstanden, indem er für uns den Sieg über die Sünde, den Teufel und den Tod davongetragen hat. Dies ist die Entscheidung Gottes für uns". Das "einzige Fundament eines wahren Wiederaufbaus der Welt" ist damit gelegt. „Die Entscheidung“: Der Begriff ist gefüllt, ein für allemal ausgefüllt durch eine einzige Tat: Gott in Jesus Christus ist gekommen. „Die Entscheidung“ ist diese „Entscheidung Gottes für uns“ - allen Invasionen läuft sie voraus, alle Befreiungen nährt sie, und für allen Wiederaufbau legt sie den Grund. Dieses singuläre Heilsgeschehen setzt Geschichte, und unter diesem Heil bekommt dann auch „alles seine Zeit“.

Diese „Entscheidung Gottes für uns“ ist für das Berliner Grüpplein damals freilich nicht allein credendum. Vielmehr hat sie umfassende Evidenz. Drei in eins ist "Gott am Werk": siegend und wegweisend als Herr der Geschichte, sichtbar als Haupt seiner Einen Kirche, ganz offensichtlich aber doch auch schon da in der fremden Welt. Dieser dreifachen Evidenz Gottes wollen wir nun ein wenig nachdenken, indem wir hören auf einige Zeugnisse der von dieser Evidenz-Gegenwart so heilsam Betroffenen und in der Tat: heiß Gemachten. Die Evidenz Gottes als Herr der Geschichte könnte nach rückwärts eindeutiger nicht sein: Hitler-Deutschland liegt am Boden, besiegt von der Völkerallianz, von der 1938 noch nichts zu

sehen war und die, langsam sich dann doch noch bildend, zunächst im Wesentlichen das Standhalten an die Engländer delegiert hatte. In diesen Jahren hatte Weckerling Reichsredeverbot und war zeitweise verhaftet, Casalis hatte nach der Verhaftung von Pasteur Roland de Pury aus dem gefährlichen Lyon weichen müssen, und als Judenretter wusste er: Mir ist „klar: Ich lebe auf Abruf; hundertmal hätte ich draufgehen können, draufgehen ‚müssen‘.“

Casalis hatte sich während dieser Zeit der französischen Schmach und des französischen Widerstandes an Ps.63, V.4 geklammert: „Deine Güte ist besser als Leben“, und von Weckerling wurde bei der Trauerfeier berichtet, dass er diese Jahre der Gefahr für Seele und Leib als „die glücklichsten meines Lebens“ bezeichnet haben soll: „Glaubt Ihr nicht, so bleibt Ihr nicht.“ (Jes.7, V.9)

Mit ähnlichen Geschichten kamen die anderen in den Kreis: gemeinsam hatten sie überlebt und durften den Sieg über das Reich sehen. Ja, in extremis hatte sich Gott bewährt. Evidenz des Herrn der Geschichte nach rückwärts im Sieg bis ins Persönliche hinein, Evidenz Gottes aber auch nach vorwärts in seiner Wegweisung. Hören wir Casalis in den Anfangstagen des Jahres 1947, nachdem er in Berlin ein Jahr lang die Alliierten und die Deutschen beobachtet hatte: „Das deutsche Chaos ist heute für den, der es mit den Augen des Glaubens betrachtet, eine erschütternde Beweisführung für die Unmöglichkeit, in der sich die Welt befindet, sich wieder aufzubauen, sich durch ihre eigenen Anstrengungen den Frieden wiederzugeben. Es ist eine Ordnung nötig, die von anderswoher kommt, ein Fundament, das nicht schwankt. Dies ist hier die Schlussfolgerung aus manchem Gespräch mit den Deutschen und zwischen Nichtdeutschen. Die Berliner Situation ist derart, dass sie die gleichgültigsten unter den Menschen, die vollkommen außerhalb des christlichen Glaubens Stehenden, beinahe mit Notwendigkeit dazu führt, sich die metaphysische oder geistliche Frage zu stellen.“

Wie „die Ordnung“ im Einzelnen aussehen könne, wurde von den Unterwegs-Menschen heftig diskutiert, doch evident war ihnen der Ausgangspunkt aller „Ordnung“, denn Jesus Christus selbst hatte ihn gesetzt. Casalis dazu: „Die Liebe Christi ...führt uns dazu, dass wir wissen, das dieser Mensch, den ich mir gegenüber habe, in letzter Instanz ein Bruder ist, für den Christus gestorben ist und dass es eben diese Wirklichkeit ist, die alle anderen Wirklichkeiten am Tag des Jüngsten Gerichtes niederwerfen wird ... Es ist gewiss nicht übertrieben zu sagen, dass Berlin heute den fünf Völkern, die sich dort begegnen und all denen, die diese dort beobachten - denn es gibt dort Vertretungen aller Länder der Erde - diese entscheidende Frage stellt: Bündnis, Verstehen, Frieden oder Tod.“ Und unmittelbar setzt er hinzu: „ Und eine gewisse Zahl von Menschen aus allen Nationen und allen Kirchen

versucht täglich die ökumenische Antwort auf diese unausweichliche Alternative zu geben.“Damit sind wir bei der zweiten Evidenz: "Gott ist am Werk" ja nicht allein siegend und wegweisend als Herr der Geschichte, sondern sichtbar wird er als Herr seiner Einen Kirche, weil die Zwanzig eben in ökumenischer Weite schon jetzt täglich an ihr bauen. Die Eine Kirche, leuchtend bedacht und gelebt von Bonhoeffer und Barth, war ja dagewesen, schon ehe sie sich versammelte: zersprengt, aber real im Erinnern und im Beten der Kirchen und Gemeinden füreinander. Übers besetzte Land hinweg war in Frankreich für die Bekennende Kirche sonntäglich Fürbitte gehalten worden, das Barmer Bekenntnis hatte sich zum französischen Bekenntnis von Pomeyrol geweitet, und als Gollwitzer in der Uniform der Naziwehrmacht in Paris mit Geschwistern aus der Résistance zusammentraf, war es gerade auch geistlich selbstverständlich, dass sie Rechenschaft von ihm forderten, die er ihnen selbst auch geben wollte. Er sei nicht ausgebrochen aus dem gemeinsamen Glauben, sondern: „ich habe nicht den Mut gehabt, mich wegen Befehlsverweigerung erschießen zu lassen.“ Casalis, der dabei war, sagt dann vier Jahre später zu den Göppinger Jugendlichen: Da war sie, diese „wundersame Einheit, und wir konnten ihm die Hand geben und uns im Frieden trennen“.

Diese Einheit setzte sich in Berlin sichtbar fort: Die nationale Kirche war Relikt, die ökumenische Weite dagegen war so vieles in einem: Gebot des Herrn, bezeugt durchs Blut, Lerngemeinschaft unter dem Wort, Ort fremder Kulturen und stetig neuer Überraschungen, Lebenselixier für jeden und jede.

Rudolf Weckerling, bereits vorbereitet durch seine Zeit in der Anglikanischen Kirche und bei den englischen Quäkern 1933/34, wurde von diesem Nachkriegs-Erkennen und -Erleben derart in Trab gebracht, dass er seine lebenslange Schreibhemmung überwand und im Frühjahr 1947 einen Aufsatz verfaßte unter der Frage: „Was heißt ökumenisch?“ Da er darin nur wiedergab, was alle bestimmte, wurde der Artikel sofort im zweiten Unterwegs-Heft veröffentlicht.

Ganz von der Sichtbarkeit der Einen Kirche bestimmt, schreibt er einleitend: „Es ist vielleicht das hoffnungsvollste Zeichen dieser Zeit, dass die ökumenischen Verbindungen während des Krieges nicht ganz abgerissen sind und vielfach noch tiefer begründet wurden. Nach dem Sieg der einen und dem völligen Zusammenbruch der anderen haben Christen aus vielen Völkern und Kirchen als erste den Weg zueinander gefunden.“ In welcher Verbindlichkeit und Entgrenzung man hinfort die eine Kirche zu gestalten habe, entfaltet Weckerling in sechs Thesen. Mit Barmen I setzt er ein: „Der Anfang ökumenischer Arbeit besteht im Hören auf Gottes Wort. Jesus Christus ist das eine Wort Gottes, das wir im Leben und im Sterben zu

hören haben.“ Dieses Eine Wort freilich hat keiner allein, vielmehr „ist es allen Kirchen anvertraut“, und deshalb „dürfen wir erwarten, dass Christus uns in den Brüdern [aus anderen Kirchen] und in ihrem Wort begegnet, dass sie uns in unsrer Armut reich machen und uns in unserer Angefochtenheit trösten oder aus unserer falschen Sicherheit aufrütteln können.“ Wiewohl das Große schon da ist, bleibt es doch auch immer noch eschatologischer Weg: „Unsere Aufgabe ist es, in der Vielheit der Kirchen die Einheit des Leibes zu suchen und uns so lange zu dem Einen Haupt zu bekennen, bis Er seinen Leib wieder ganz und heil macht.“

Denkt man sich in eine derartige Dynamik hinein, dann wird man konstatieren: Otto Dibelius, Bischof von Berlin und bald darauf Ratsvorsitzender der EKID, hätte die Differenz zu den Unterwegs-Christen nicht schärfer aufmachen könne, als er es getan hat, wenn er feststellte: „Wir haben da weitergemacht, wo wir 1933 aufgehört hatten.“ Für die Berliner Gruppe war dies der Sündenfall schlechthin, denn hier wurden doch gerade jene zwölf Jahre übersprungen, in denen Gott sich in Weltgeschichte, in Überlebensgeschichten und Kirchen so evident offenbart hatte, wie selten zuvor.

Nach zwei Jahren der Auflehnung gegen die Verengungen und Verdrängungen der kirchlichen Restauration, zu der man als bezahlte AmtsträgerInnen ja doch auch noch selbst faktisch beiträgt, hatten die Unterwegs-Menschen möglicherweise bereits 1947 den Eindruck, dass sie Gott doch auch jenseits der kirchlichen Grenzen und mitten im unchristlichen Reden zu suchen hätten: Die Unterwegs-Hefte jedenfalls machen sich in Film- und Theaterkritiken auf den Weg nach weit draußen, wo sie entdecken, dass Gott bereits auch in der fremden Welt anwesend ist. In Vorwegnahme der Barth'schen Lichterlehre räumt Weckerling in seinem Aufsatz dem Nichtchristlichen die Kraft zur Bezeugungsfähigkeit durchaus ein: „Wir müssen auch offen sein ... für die ‚christliche‘ Stimme der Welt“, sagt er knapp und neu.

Weckerling geht es dabei um die Auskaufung der Zwischenzeit, „damit die Zeit noch einmal neu erfüllt wird, wie Matthäus 24, Vers 14 geschrieben steht: „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt (oikumene) zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann wird das Ende kommen.““ Und Casalis wird fünfzig Jahre später in seinen bislang noch unveröffentlichten Lebenserinnerungen schreiben, was ihm damals durch ihren Aufbruch nach draußen anfangsweise geschenkt wurde: das lebenslange „Wachstum voll Leiden und voll Wunder in die Menschheit hinein, die seit langem in die privilegierten Wickeltücher meiner bürgerlichen Existenz eingewickelt gewesen war“.

Auch hier also weitet sich der Graben zwischen den „jungen Draufgängern“, als die Casalis die ökumenischen Geschwister qualifiziert hatte, und den immer deutlicher obsiegenden restaurativen Teilen des Protestantismus: Die Welt ist nicht weite einsinnig der Ort des Materialismus und die Bastion des Atheismus, die in apokalyptischer Auseinandersetzung und unter Inkaufnahme eines Dritten Weltkrieg zu besiegen wären, sondern Herrschaftsbereich Gottes, und deshalb polemisiert Weckerling explizit gegen die Errichtung „einer christlichen Internationale zum Schutz des christlichen Abendlandes“. Nicht Weltanschauungskrieg ist die Aufgabe, sondern ganz in der Wiederholung des Vergangenen und doch immer noch Verbindlichen stellt er fest: „Der König mit der Dornenkrone will in Leidensbereitschaft bezeugt sein.“

Solche Nachfolge ist Antwort auf das Einmalige und Allgenugsame, das den Göppingern von Casalis gepredigt worden war: „Jesus Christus ist gekommen, er hat für uns den Sieg über die Sünde, den Teufel und den Tod davongetragen. Dies ist die Entscheidung Gottes für uns“.

Ich komme zum Ende.

Während die Invasion „Overlord“ schon lief, hatte Dietrich Bonhoeffer in seiner Zelle noch geschrieben: „Die Unsichtbarkeit Gottes macht uns kaputt.“

Hier dagegen durfte berichtet werden von einer Gruppe von Menschen, die Gott gesehen hatten in dreifacher Evidenz: am Werk in der Geschichte, in der Einen Kirche, in der fremden Welt.

Aus dem „Schauen dieses Heils“ kamen die dynamis und die Dynamik des Unterwegs-Glaubens im Nachkriegsjahr fünf.

Aber auch die Erfahrung solcher Gottesüberschüssigkeit hatte „ihre Zeit“. Was bleibt?

Auch Georges Casalis hat sich diese Frage immer wieder gestellt, um sie am Ende seines Lebens so zu beantworten:

„Unser Kreis der Berliner Freunde nannte sich ‚Unterwegs‘. Wir werden es bleiben, Menschen auf Reise, mit Aufenthalt, die oft, zu oft für das eintreten, wogegen man ist, und gegen das eintreten, wofür man ist, und dies nicht aus einem zu einfachen Widerspruchsgeist heraus, sondern aus einem unauslöschlichen Durst nach ökumenischer Vervollständigung im ursprünglichen Sinn des Wortes: bewohnter Erdkreis.“

So viel Gewissheit und so viel Durst blieben ihm bis er starb in Nicaragua.

Über ihn selbst hinaus, so meinte er, bliebe im getrosteten Glauben an den Gott, der sich für uns entschieden hat, freilich noch diese theologische Weisung für den Weg von uns Anderen:

„Das ist für mich ein fundamentaler Punkt geworden: was richtig ist und dem Bekenntnis entspricht an einem bestimmten Ort, bleibt es nicht lange; es kann weder rezitiert noch als

vollendet angesehen werden: Die Erfindung ist das wirkliche Gesicht der wahren Tradition, die unaufhörliche Kreativität der einzige Test auf die Verwurzelung.“

Offensichtlich wohnt gerade dem Abschied die Verheißung inne.

HKH und NÖG in Kalter-Kriegs-Zeit

Dr. Dick Boer

Das mir vorgegebene Thema, ‚HKH und NÖG in Kalter Kriegszeit‘, ist viel zu anspruchsvoll für das, was ich hier vortragen werde. Dem zu genügen erforderte ein Wissen, das ich nicht besitze. Ich werde mich auf einen Rückblick beschränken, in dem ich versuche meine Erinnerungen aus der Zeit, als ich Pfarrer in der NÖG in der DDR war (1984-1990), ein wenig auf die Reihe zu bringen. Weil es um meine Erinnerungen geht, werde ich über die Bedeutung des HKH nicht viel sagen. Natürlich, ich habe dort bis zu meinem Umzug nach Berlin Hauptstadt gelebt. Ich habe auch erlebt, wie wichtig das HKH als ökumenisches Zentrum war, besonders als Brücke zwischen Ost und West. Ich habe die Gastfreiheit bewundert, die Asylanten und anderen anderswo Unwillkommenen geboten wurde. Und ich wusste auch, dass es die NÖG ohne das HKH gar nicht gegeben hätte. Schließlich war die NÖG das Kind der Frau, die das HKH sozusagen verkörpert: die Bé. Insofern blieben HKH und NÖG, nicht zuletzt für viele Mitglieder der Gemeinde praktisch identisch. Aber mein Alltag sah normalerweise so aus, dass ich frühmorgens das HKH verließ um mich zu meinen Arbeitsplatz, Berlin/DDR, zu begeben, und erst spät abends wieder in das HKH zurückkehrte. Ich arbeitete also in der DDR und wohnte im HKH.

1. Als ich Pfarrer in der DDR wurde war der Kalte Krieg in seiner heftigsten Form größtenteils vorbei. Zwar wurde während der Präsidentschaft von Ronald Reagan (1981-1989) der Ton noch mal verschärft und ging das Wettrüsten rüstig weiter. Aber Reagans antikommunistische und kriegssüchtige Demagogie konnte, zumindest in Westeuropa, nicht mehr wirklich populär werden. Zu selbstverständlich war inzwischen der Konsens darüber, dass ein heißer Krieg unmöglich war und Ost und West irgendwie mit einander auskommen mussten. Bloße Abschreckung konnte das letzte Wort nicht mehr sein, es musste eine Welt ohne Kernwaffen geschaffen werden. Die große Friedensbewegung der 70er, Anfang 80er Jahre hatte dafür gesorgt, dass das Sowjetische Konzept einer ‚friedlichen Koexistenz‘ in breiten Kreisen des Westens akzeptiert wurde. Diese Friedensbewegung hatte zwar die Stationierung der Mittelstreckenraketen in Europa nicht verhindern können, wohl aber ein Klima geschaffen, in dem auch Reagan erkennen musste, dass Abrüstung die

‚realpolitischere‘ Option war. Dass es Reagan wohl gelang die SU ‚totzurüsten‘, ist eine andere Geschichte.

Es waren inzwischen auch Fakten geschaffen, die Entspannung unumkehrbar machen sollten. Die Helsinki-Verträge hatten Entspannung zwischen den beiden Systemen institutionalisiert und so konsolidiert. Die DDR, lange Zeit der Staat zwischen Gänsefüßchen und damit Symbol des Kalten Krieges, war weltweit anerkannt.

Aber wirklich vorbei war der Kalte Krieg trotzdem nicht. Er hatte vielmehr sein Gesicht verändert. Die Auseinandersetzung wurde nicht mehr vor allem mit Kernwaffen und den Waffen des ökonomischen Boykotts geführt. Es war die Waffe der Verführung, mit der der Osten in die Knie gezwungen werden sollte. Der Westen setzte seine Attraktivität ein. Seine Stärke war die Überflusgesellschaft: es gab kein Bedürfnis, wie ausgefallen auch immer, das nicht befriedigt werden konnte, nicht zuletzt das Bedürfnis an Schönheit. Wie schön war was aus dem Westen kam! So appellierte er an die Sehnsucht der Menschen in der Mangelgesellschaft des real existierenden Sozialismus nach einer Welt der Fülle. Früher war der Sozialismus selber das Versprechen einer Welt der Fülle, die noch nicht da war, aber möglich. Der Sozialismus war, auch wenn Marxisten das nicht wahr haben wollten, utopisch‘. Er bot Sicht auf ein Utopia, das, in der Zukunft liegend, in der Gegenwart Grund der Hoffnung auf ein gelungenes Leben für alle war. Der Westen aber hatte ein Utopia im Angebot, das nicht in weiter Ferne lag, sondern neben der Tür, in Reichweite. Das Westfernsehen ersetzte das Sehen in die Ferne. Die Werbesendungen waren in der DDR populärer als die Tagesschau. Die Politik der BRD war schon seit 1969 in diese Richtung umorientiert worden: Wandel durch Annäherung. Das gemeinsame Interesse der beiden Blöcke an Entspannung statt Konfrontation stand im Vordergrund. Aber das langfristige Ziel war der Systemwandel, des Sozialismus wohlverstanden. Der Vater dieser Politik, Egon Bahr, hat das in einem Interview nach der ‚Wende‘ auch bestätigt: ‚Ich habe mit allem, was geschehen ist, erreicht, was ich wollte.‘ Es ging darum sich der Gegenseite mit Angeboten (Anerkennung; Kredite!) anzunähern, statt sie mit Ablehnungen in ihrer Opposition zu bestärken. Der Sozialismus sollte gelockert werden, damit die DDR-Bürger mehr Freiheit bekämen sich mit eigenen Augen das Utopia in nächster Nähe anzusehen. Was die BRD mit ihrer Politik vor allem erreichen wollte war Reisefreiheit. Ich bin übrigens der Meinung, dass die DDR, wenn sie in dieser Hinsicht großzügiger gewesen wäre, viel dazu beigetragen hätte das verzerrte Westbild vieler ihrer Bürger gerade zu biegen.

Das war der Druck von außen, dem der Sozialismus ausgesetzt war. Dieser Druck von außen konnte aber nur wirken, weil es den Druck von innen gab – eben diese Sehnsucht, von der ich sprach. Ich gebe Beispiele. Was mir, der aus dem Westen kam, in der DDR auffiel, war, dass oft auf dem Wandschrank im Wohnzimmer, sozusagen als Hausschmuck, leere Flaschen von renommierten westlichen alkoholischen Getränken (von Johnny Walker bis zum Martini)

standen. Und im Badezimmer traf ich nicht selten eine Aufstellung an von leeren Packungen bekannter westlicher Wäschemitteln. Kleine private Souvenirläden der westlichen Warenwelt.. Auch diese gehörten zum real existierenden Sozialismus. Aber wie bescheiden nahm sich die Ausstellung von leeren Flaschen und leeren Packungen in Wohnungen aus gegen die groß angelegte Infiltration der Überflusgesellschaft des Westens durch den Intershop. Hier keine Hülle, sondern nur noch Fülle. Hier konnte der DDR-Bürger selber ‚shoppen‘ gehen – und kaufen, wenn er über die entsprechende Währung verfügte. Hier aber auch zeigte sich die Schwäche der DDR. Intershop war ja ein DDR-Unternehmen, das die DDR dringend brauchte, weil sie selber auf den Erwerb von Westwährung angewiesen war. Sie musste zulassen, was sie unterwanderte. Der ‚run‘ auf die D-Mark war da schon vorprogrammiert.

2. Und dann hatte ich meine Antrittspredigt vorzubereiten. Mir war klar, dass diese Predigt nicht einfach eine befreiungstheologische sein konnte. Die Befreiung aus dem Sklavenhaus zu verkündigen würde ja übersehen, dass die DDR diese Befreiung nach ihrem Selbstverständnis schon hinter sich hatte. Den Eindruck zu erwecken, sie hätte diese Befreiung noch vor sich, könnte höchstens Missverständnisse produzieren. Jedenfalls würde eine solche Predigt kein ‚Wort zur Sache‘ sein. Denn Sache war, dass die DDR sich in vielerlei Hinsicht tatsächlich von der Freiheit, wie der Westen sie verstand, emanzipiert hatte: der Arbeitsplatz war gesichert, Bildung, Gesundheitswesen und Wohnung war allen zugänglich, die Gleichstellung der Frau stand nicht nur auf dem Papier, sondern wurde in die Praxis umgesetzt. Das alles war zweifellos sehr mangelhaft so wie die DDR-Gesellschaft überhaupt eine Gesellschaft war, in der es an vielem mangelte. Aber in aller Mangelhaftigkeit waren dies Errungenschaften, die die ‚freie Welt‘ trotz ihres Reichtums offenbar nicht in der Lage war zu verwirklichen. Die DDR ermöglichte eine Freiheit der anderen Art: Freiheit von der Angst um die materielle Existenz, Freiheit für ein Leben, das nicht auf Kosten anderer ging – wie der Wohlstand der westlichen Welt auf Kosten derjenigen ging (und geht!), die sie erarbeiteten.

So kam ich auf die Idee über die Wüste zu predigen. Das war natürlich, wenn wörtlich auf die DDR angewandt, schwer übertrieben. Man brauchte nur Samstags die Menschen mit ihren vollen Einkaufswagen aus der Kaufhalle kommen sehen, um zu erkennen, wie wenig die Wirklichkeit der DDR nach Wüste aussah. Wüste war, wie in der Bibel, eine Metapher. Nach der Befreiung aus Ägypten, dem Sklavenhaus, landet das befreite Volk nicht unmittelbar im Gelobten Land, sondern hatte noch einen mühsamen Zug durch die Wüste vor sich, in der es zwar zu essen und zu trinken hatte, aber wo die, übrigens stark romantisierten, ‚Fleischtöpfe Ägyptens‘ fehlten. Die Versuchung war immer wieder groß nach Ägypten, zu diesen ‚Fleischtöpfen‘ zurückzukehren. Schwer war es den Zug durch die Wüste als Durchzug zu

verstehen, als Übergang zu einer Welt ohne Mangel. Als solche war die Wüsten-Metapher für die DDR, meinte ich, äußerst zutreffend. Die DDR als Übergangsgesellschaft war, verglichen mit dem Kapitalismus (den Fleischtopfen der BRD) karg. Aber auch für die, welche die DDR als hoffnungsvollen Neuanfang begrüßten, war die spätere DDR enttäuschend. In meiner Predigt zitierte ich die Schriftstellerin Irmtraud Morgner, die einen DDR-Zollbeamten zu der von der DDR begeisterten Trobadora Beatriz sagen lässt: die DDR ist kein Paradies, sondern ein sozialistischer Staat. Das wollte ich mir und meinen Hörern klarmachen: wir leben in einem sozialistischen Staat. Das ist kein Zuckerlecken, da gibt es viel herunterzuschlucken, die Menschen auf der anderen Seite, mit denen wir uns vergleichen möchten, haben es in vielerlei Hinsicht besser, aber unsere Mühen sind die Mühen der Ebene, durch die wir hindurchmüssen. Weil ohne Mühe das Paradies nicht erreicht werden kann. Das sollte auch die Pointe meiner Predigt sein: zu ermutigen den Zug durch die Wüste auf sich zu nehmen als Chance und als Auftrag.

Ich weiß, jetzt noch besser als damals, dass dies als aus dem Westen Angereister zu predigen gelinde gesagt verwegen war. War es nicht sogar arrogant euch zu sagen, was es mit der DDR auf sich hatte – als ob ich der Einwohner, ihr die Außenseiter wart? Aber nur so, indem ich versuchte mich als Beteiligter in eure Situation hinein zu versetzen, diese auch für mich zu deuten, konnte ich es wagen Pfarrer *in* der DDR zu sein. Die Wüsten-Metapher war, zuerst für mich selber, eine Aufklärung darüber, in welchem Kontext ich zu arbeiten hatte.

3. Ich vermute aber, die NÖG wollte in diesem Sinn Gemeinde *im* Sozialismus sein. Sie hat sich ja bis zum Ende der DDR auch so verstanden (siehe die Erklärung ‚40 Jahre Niederländische Ökumenische Gemeinde in der DDR‘ von 1989, auf die ich noch zurückkomme). In diesem Sinn, das heißt: im Sozialismus als eine Übergangsgesellschaft, die mit Mühe und Not, mit Fallen und Aufstehen auf dem Weg ist zu einem besseren Sozialismus als dem momentan real existierenden. Ich habe in der Gemeinde nie erlebt, dass jemand die DDR für vollendet hielt. Übrigens hat auch Erich Honecker mit dem von ihm geprägten Begriff ‚real existierender Sozialismus‘ den Sozialismus in der DDR als eine Unvollendete bezeichnen wollen. Der Sozialismus existiert, ja, aber er tut es real, d.h. von der Realität in seinen Entwicklungsmöglichkeiten beschränkt. Deshalb auch die, auf Dauer etwas komisch klingenden, Definitionen, wie ‚entwickelter Sozialismus‘ und ‚weiter zu entwickelnden Sozialismus‘.

Meine Erfahrung in der Zeit, in der ich in der DDR arbeitete, war aber, dass Partei und Staat die Notwendigkeit den Sozialismus (weiter) zu entwickeln zwar immer propagierten, sie jedoch, wenn es darauf ankam, nicht wahr haben wollten. Geschweige denn, dass sie die Mühseligkeit der sozialistischen Gesellschaft thematisiert hätten. Die Konsequenzen waren zweierlei:

1. Indem sie sich als die beste aller denkbaren Welten darstellte musste der sich immer aufdrängende Vergleich mit dem real existierenden Kapitalismus wohl zu Gunsten des Kapitalismus ausfallen. Dass auch er nicht die beste aller denkbaren Welten war, erforderte für die Menschen in der DDR, die die Vorteile der DDR genossen ohne die Nachteile der westlichen Gesellschaft am eigenen Leib zu erfahren, eine erhebliche theoretische Anstrengung. Wer ohne viel nachzudenken zum Westen hinüberschaute, sah eine offensichtlich bessere Welt und empfand die DDR-Propaganda als Lüge.

2. Für die vielen DDR-Bürger, denen der Sozialismus ziemlich egal war, bedeutete das kein Problem. Was sie von der DDR forderten, war ein bisschen mehr Wohlstand, mehr Reisefreiheit und weiter von ihr in Ruhe gelassen zu werden. Ein großes Problem war es aber für die DDR-Bürger, die ihre DDR (denn es war ja *ihre* DDR) unterstützen wollten. Sie mussten feststellen, dass ihre Unterstützung, wenn sie mehr als bloßer Beifall sein wollte, nicht gefragt war. Wer auf Mängel, Widersprüche und Fehler aufmerksam machte, mit der Absicht zu ihrer Lösung beizutragen, wurde enttäuscht. Er oder sie kam schnell in Verdacht ein Dissident zu sein: nicht in produktiver Art anderer Meinung, sondern Vertreter der verkehrten Meinung.

Und wer, wie die NÖG kein Dissident sein wollte, wurde gezwungen in einer Weise für die DDR zu sein, die das eigentliche Engagement für die DDR unkenntlich machte. Man wollte der DDR vertrauen, hatte aber das Gefühl nicht vertraut zu werden. Wie vorsichtig mussten wir oft unsere Vorhaben dem Staatssekretariat für Kirchenfragen gegenüber formulieren, um nur nicht falsch verstanden zu werden!

4. Versuche ich den Ort der NÖG in der DDR näher zu bestimmen, so würde ich sie eine Enklave der Weltoffenheit innerhalb eines ziemlich provinziellen Kleinstaats nennen. Zu diesem Provinzialismus ein Beispiel. Als 1973 das chilenisch Militär, kräftig von der CIA unterstützt, die Unidad Popular wegputschte war ich in Berlin (Hauptstadt). Auf dem Bebelplatz fand eine große Kundgebung statt. Man konnte den Leuten, die dort zusammengeströmt waren, die Empörung über das, was in Chile geschehen war, ansehen. Sie waren gekommen um ihre internationale Solidarität zu demonstrieren. Es sprach jemand vom Politbüro. Das Einzige was er zu melden hatte war eine Aufzählung der ökonomischen Erfolge der DDR. Ich spürte die Enttäuschung – auch bei mir selbst. Ich musste an den Witz denken, in dem gefragt wird, welche die drei größten Staaten der Welt seien. Die Antwort: die UdSSR, die USA und ‚unsere Deutsche Demokratische Republik‘. Das trifft haarscharf die Selbstverliebtheit der DDR, mit der sie ihre Bürger auf die Nerven ging.

Die NÖG konnte diese Enklave der Weltoffenheit sein, weil die offizielle Anerkennung ihres ‚Niederländisch‘ (das N in NÖG) ihr internationale Kontakte ermöglichte, die sich heilsam vom üblichen Westbesuch unterschieden. Dieser Westbesuch führte meistens dazu den

DDR-Bürger in seinem Gefühl zu bestätigen, dass er im Vergleich mit dem Deutschen auf der anderen Seite der Benachteiligte war. Die internationalen Kontakte der NÖG dagegen führten in die Welt der Ökumene, in der es um eine neue gerechte Weltwirtschaftsordnung und um Anti-Rassismus ging. Die NÖG war dadurch in der Lage über die DDR als nur die arme und ärmliche kleine Schwester der BRD hinauszublicken. Denn ökumenisch betrachtet ließ die DDR sich durchaus sehen. Ein Staat mit Ecken und Kanten, ohne Zweifel, aber für die ‚da unten‘ – nicht nur in der Dritten Welt, sondern auch in der Ersten – eine Gesellschaftsordnung, in der Existenzsicherheit für alle gewährleistet war. Ein Staat auch, der es nicht nötig hatte den Lebensstandard seiner Bürger auf Kosten anderer zu erhöhen. Ein Staat nicht zuletzt, der sich zwar militaristisch gebärdete, aber statt in anderen Ländern militärisch einzugreifen internationale Solidarität praktizierte (ein peinlicher Einmarsch in Prag 1968 wurde gerade noch vermieden). Chile wusste schon, weshalb es Erich Honecker Asyl bot.

Die internationalen Kontakte der NÖG machten es auch möglich Seminare zu organisieren, in denen Referenten aus der Ökumene ins Gespräch gingen mit Marxisten aus der DDR. Dass das möglich war, war nicht selbstverständlich. Ab und zu wurde uns zu verstehen gegeben, dass solche Kontakte das Privileg von Staat und Partei waren. Aber offenbar bedeutete die Anerkennung unserer ‚Internationalität‘, dass wir auch in dieser Hinsicht ein ‚Sonderfall‘ sein durften. Unsere Seminare wurden so zum Ort eines christlich-marxistischen Dialogs, in dem die DDR wirklich kritisch-solidarisch Thema sein konnte und Marxisten keine Angst zu haben brauchten über den Tisch gezogen zu werden. In der Kirche war das, wenn es um das Verhältnis zur DDR und dem Marxismus ging, anders. Kritisch war sie, aber solidarisch? Diesbezügliche kirchliche Äußerungen machten oft den Eindruck, dass sie „mehr am Konflikt mit der Gesellschaft interessiert sind als an der Konfliktlösung“ (Giselher Hickel). Sie wollte zwar ‚Kirche im Sozialismus‘ sein. Das war aber keine unbedingt positive Bezeichnung. Es besagte eher, dass sie nicht für den Sozialismus war. Das Einzige, was sie ausdrücklich ausschloss war ‚gegen den Sozialismus‘ zu sein. Das aber war wohl eher eine ‚realpolitische‘ Aussage. Nach der ‚Wende‘ stellte sich heraus, dass die Kirchenleitung (Schönherr!) eigentlich immer für die Einheit Deutschlands gearbeitet hatte. Für die NÖG bedeutete ‚Gemeinde im Sozialismus‘ vielmehr die sozialistisch (sein wollende) Gesellschaft als die positive Voraussetzung ihres Engagements bewusst zu wollen. Es ging ihr nicht um den Sozialismus als (schöne) Idee, losgelöst von seiner, oft ziemlich unschönen, Wirklichkeit. Im Sozialismus war sie für den Sozialismus.

Wichtig waren auch die NÖG-Delegationen, die zweimal im Jahr in die Niederlande reisten – einmal zu Himmelfahrt und einmal zur Friedenswoche im September. Wir traten dort zweifellos auf als Apologeten. Aber wir taten es in einer Sprache, die nicht einfach die Sprachregelung der DDR-Propaganda reproduzierte. So begegneten Niederländer DDR-

Bürger, dazu noch Christen – die ja im Westen als besonders unterdrückt galten -, als normale Menschen, die nicht den Eindruck machten ‚geschickt‘ zu sein.

5. Ich habe mich oft gefragt, warum die NÖG dem Staat überhaupt wichtig war. Gab es im Staatsapparat Leute, die einen solchen relativ autonomen Verein zu schätzen wussten, weil sie erkannten, dass, nicht zuletzt auch in der DDR selber, die offizielle Sprache nicht ankam? Wurde es uns deshalb erlaubt ein ‚Freiraum‘ zu sein, der aber anders als der ‚Freiraum Kirche‘ nicht dazu genutzt wurde gegen die DDR zu stänkern? Wie auch immer, die NÖG war natürlich trotzdem ein Instrument oder Instrumentchen staatlicher (Kirchen)Politik. In den Gesprächen zwischen Gemeindeleitung und dem Staatssekretariat für Kirchenfragen wurden uns zwar keine regelrechten Befehle erteilt, aber wohl wurde uns dringend zu verstehen gegeben, was erwünscht und was nicht erwünscht war. Ich muss dazu übrigens sagen, dass keines unserer Seminare je verboten wurde. Wir mussten zwar immer klarmachen, dass das Thema mit Frieden zu tun hatte, aber die Definition, was Friedensarbeit war, war dehnbar. Als wir ein Seminar zur ‚Schwulentheologie‘ planten, stellte der Vertreter des Staatssekretariats wohl die, für ihn wahrscheinlich rhetorische, Frage, was (er sagte gerade noch nicht: in Gottes Namen) Schwule mit Frieden zu tun hatten, aber verbieten wollte er es nicht. Und warum auch? Die Themen unserer Seminare, ‚Ökumene und Ökonomie‘, ‚Zusammenarbeit von Christen und Kommunisten‘, ‚Internationale Informationsordnung‘, Befreiungstheologie (zu der auch die Schwulentheologie gehört), hatten ja alle mit Frieden (und Gerechtigkeit, denn ohne Gerechtigkeit kein Frieden) zu tun..

Doch machte die Mühe, die wir uns geben mussten, dies unseren Gesprächspartner im Staatssekretariat zu erklären, deutlich, dass unser Engagement für die DDR und ihre Gesellschaft nicht ohne eine gewisse Selbstzensur abging. Ich komme zurück auf das, was ich vorher sagte über das Problem des Verhältnisses zwischen dem ‚Bürger für den Sozialismus‘ und seinem sozialistischen Staat. Um nicht als Dissident gesehen zu werden musste dieser Bürger die Kritik, die der Staat so dringend brauchte, nur sehr verhalten und unter Beteuerung seiner Loyalität zum Staat vorbringen.

Das mag damit zu tun haben, dass die DDR das Resultat einer Revolution ‚von oben‘ war. Das führte nicht nur dazu, dass Partei und Staat die Bürger permanent davon überzeugen mussten, wie gut der Sozialismus ist. Es brachte ebenfalls unvermeidlich den Argwohn mit sich: kann der Staat seinen Bürgern vertrauen? Insofern hatte es auch eine gewisse Logik, dass die DDR ein ‚Überwachungsstaat‘ wurde. Wohlgermerkt: nicht ohne Grund! Die Schnelligkeit, mit der nach der ‚Wende‘ viele, nicht zuletzt viele Genossen, sich von Staat und Partei lossagten, macht klar, dass sie tatsächlich nicht zu vertrauen waren. Es ergibt sich ein fataler Kreis: der Staat misstraut seinen Bürgern, sie fühlen sich nicht frei zu reden, wie

ihnen der Schnabel gewachsen ist und werden so zu Opportunisten erzogen, die mit Recht nicht zu vertrauen sind.

Für den ‚Bürger für den Sozialismus‘ aber bedeutet es in der Ausübung seiner Bürgerrechte dauernd frustriert zu werden. Die NÖG bestand aus solchen Bürgern. Und mein Eindruck war, dass in der Zeit meiner Pfarrerschaft diese Frustration immer unerträglicher wurde. Man sah, wie die gegen die Wirklichkeit sich stur stellende DDR dabei war jede Glaubwürdigkeit zu verlieren. Und man hatte das Gefühl dagegen nichts machen zu können – ohne wirklich ein Dissident zu werden.

Oder spreche ich nur für mich. Ein Niederländer in der DDR, der nicht wirklich empfinden kann, was ihr empfunden habt? Lasst mich also für mich sprechen und hoffen, dass ich es auch einigermaßen für euch tue. Für mich war es tatsächlich zum Verzweifeln zu sehen, wie die DDR zu Grunde ging. Und das nicht nur, weil das internationale Kräfteverhältnis ihren Untergang unvermeidlich machte, sondern weil zu viele ihrer Bürger, die sich so wie so mehr mit dem Sozialismus abgefunden als sich für ihn engagiert hatten, sich einfach nicht mehr für ihn interessierten.

6. Es näherte sich der 40. Jahrestag der DDR und dieser sollte groß gefeiert werden – obwohl es vielen nicht zum Feiern war. Die Bürgerbewegungen rührten sich, die Stimmung in der Partei war gedrückt, gelinde gesagt. Das Staatssekretariat ließ uns wissen, dass eine Loyalitätserklärung erwünscht war. In der Gemeindeleitung wurde heftig diskutiert, ob wir eine solche Erklärung abgeben sollten. Einige meinten, dass der Staat das Recht auf eine öffentliche Loyalitätsbekundung verspielt hatte. Die Mehrheit dagegen, auch ich, hielten dies gerade jetzt für geboten. Die Existenz der DDR stand auf der Kippe, dazu zu schweigen wäre ein Fehler. Es sollte aber keine Jubelerklärung werden, sondern klarstellen, wie prekär die Lage war. Die Erklärung trug den Titel ‚40 Jahre Niederländische Ökumenische Gemeinde in der DDR‘. Es wurde erklärt, „dass der Sozialismus, wie er sich in der DDR real entwickelte, zwar bei weitem nicht alle Wünsche erfüllte, aber wohl leistete, was gerade Christen besonders am Herzen liegen sollte: soziale Gerechtigkeit als Chance zum Frieden“ und weiter: „Die Bedeutung dieser Leistung wurde uns deutlich durch viele Verbindungen mit der Dritten Welt [...] Was im Vergleich mit dem ‚reichen‘, in vielerlei Hinsicht faszinierenden Westen leicht verblasst, rückt dadurch ins rechte Licht: Der Sozialismus garantiert allen die Befriedigung grundlegender Bedürfnisse. Und das war es doch, was uns als ökumenische Gemeinde bewegte. Denn Ökumene heißt ja, die ganze bewohnte Welt und dass diese bewohnbar sei – für alle. Wir wollen deshalb in aller Deutlichkeit erklären: Gerade jetzt, da der Sozialismus (über die Grenzen der DDR hinaus) unter gewaltigem Druck steht, Widersprüche, Probleme und Spannungen groß sind und weiter wachsen und der Kapitalismus sich stark macht wie lange nicht mehr, ist es an der Zeit, offen auszusprechen,

was wir denken: der Sozialismus ist die Hoffnung der Armen, deshalb bleibt er unsere Aufgabe. In diesem Sinne verstehen wir uns als ökumenische Gemeinde zugleich als Gemeinde im Sozialismus.“

Dann geschah, was wir eigentlich hätten wissen müssen: die Medien (mit Ausnahme der Dresdener CDU-Bezirkszeitung) verzerrten durch raffinierte Weglassungen unsere Erklärung zur Unkenntlichkeit. Nichts von unserer Sorge war zu lesen, es blieb nur noch unbedingte Zustimmung. So wurde die mediale Bearbeitung unserer Erklärung ein Musterbeispiel für die Art, wie die DDR mit ihren Bürgern umging. Diese DDR war am Ende.

7. Kurze Zeit schien noch eine ‚Wende‘ zum Guten möglich zu sein. Gegen die Ausreisebewegung demonstrierten Tausende: ‚wir bleiben hier‘. Und gegen eine Regierung, die für das Volk sprach ohne auf das Volk zu hören, wurde der Ruf laut: ‚wir sind das Volk. Ich traute mich damals noch von einer ‚Freiheitsbewegung‘ zu sprechen und in einer Predigt zum Anfang der Friedensdekade November 1989 zu sagen: ‚Wir sind tatsächlich zur Freiheit berufen, von den Bürgern hängt es jetzt ab, wie es in der DDR weitergehen wird, ob die Chance eines radikal erneuerten Sozialismus wahrgenommen wird oder ob alles den Bach heruntergeht: „Wir sind das Volk“‘. Menschen aus der Bürgerbewegung, aus der Kirche und aus der SED fanden sich zusammen an Runden Tischen um sich Gedanken zu machen über eine erneuerte DDR. Die Initiative ‚Für unser Land‘ (‚Noch haben wir die Chance, in gleichberechtigter Nachbarschaft zu allen Staaten Europas eine sozialistische Alternative zur Bundesrepublik zu entwickeln‘) wurde von 1.167.048 Bürger unterschrieben.

Aber es war zu spät. Die erste freie Wahl für die Volkskammer war schon nicht mehr frei. Dafür war die Einmischung der BRD in die Angelegenheiten der DDR, gegen die die DDR sich nicht mehr wehren konnte, zu stark. Obwohl trotz dieser Einmischung nur eine kleine Mehrheit der Wähler für die ‚Vereinigung‘ aussprach. Jetzt wurde auch das internationale Kräfteverhältnis ausschlaggebend: die SU war zu schwach um einer souveränen DDR noch Rückendeckung zu geben.

Aus der NÖG in der DDR wurde die NÖG in Berlin, das HKH bekam eine neue Aufgabe: es wurde der Ort, wo DDR-Bürger über den Verlust ihres Staates trauern, die Gründe des Scheiterns des Sozialismus analysieren und die Perspektiven einer kritischen Opposition im Kapitalismus erörtern konnten. Die Arbeit ging weiter. Das Ende des real existierenden Sozialismus war also, mit den Worten Ton Veerkamps: nicht das Ende *der* Geschichte, sondern das Ende *einer* Geschichte!

Richtungssuche in der Nachwendezeit I

Über das Zusammenleben im Haus und die Anti-Rassismus-Gruppe/das interkulturelle Dialogforum

Sabine Albrecht

Das Hendrik-Kraemer-Haus und die Niederländisch Ökumenische Gemeinde habe ich Anfang der 90er Jahre kennengelernt, noch als Theologiestudentin auf der Suche nach einer Gemeinde, die Theologie und linke Politik zusammen bringt und praktisch umsetzt. Gerade zurück vom "Ausland", dem Westen Europas, in Amsterdam und voller Impulse aus dem Theologiestudium in Holland war mir auch wichtig, in Berlin eine Gemeinde zu finden, die sich auf die jüdischen Wurzeln im Christentum bezieht, diese ernst nimmt und sich nicht ständig vom Judentum distanziert, sondern sich darauf beruft. In Amsterdam habe ich gefunden, wonach ich schon lange gesucht hatte: dass Christentum nur richtig zu verstehen ist, wenn man jüdisch Denken lernt. Diese in Lehrhausstradition gelebte und kennengelernte Theologie musste ich den deutschen Universitäten mühsam suchen, ich fand sie auch lebendig in der niederländischen ökumenischen Gemeinde und im Hendrik-Kraemer-Haus.

Das Haus war ein Whirlpool von Leuten, mir war manchmal nicht klar, wer wohnt da eigentlich und wer ist gerade mal "nur" auf Besuch.

Dass dort Menschen lebten, die aus Europa stammten und vor einem Krieg, damals vor allem aus dem ehemaligen Jugoslawien, geflohen waren, kam plötzlich sehr nahe. In Europa Krieg? Unfassbar, aber auch unübersehbar an dem, was an Erzählungen und Belastungen so durchsickerte von den Hausbewohnern. Auch andere schreckliche Lebenserfahrungen aus Sierra Leone, Äthiopien, Kurdistan wurden selten, aber doch immer wieder erzählt, beim Essen oder Aufräumen. Während einerseits die deutsch-deutsche Annäherung oder auch den Enttäuschungen, die dieser Prozess so mit sich brachte, ständig Thema war im Haus, waren die Traumatisierungen der Hausbewohner auch ein sehr präsent Thema und nicht weg zu denken im Zusammenleben im Haus. Auf vieles konnten und wollten wir gar nicht eingehen, professionelle psycho-soziale Arbeit wurde auch nicht geleistet, vieles war sicher dilettantisch und Streit und Spannungen gab es zu den kleinsten Bagatellen. Aber das alles hatte auch eine sehr menschliche Seite. Und Bé mit ihrer großen Gastfreundschaft und ihrem offenen Herzen lud oft so viele Menschen ein, im Haus zu verweilen, dass wir Mitarbeitenden manchmal auch stöhnten und nicht wussten, wie wir mit all den mitgebrachten Problemen umgehen sollten.

Das Haus gab Aufenthalt denen, die unterwegs waren, denen kein Aufenthalt gewährt werden sollte. Es war Rastplatz nicht nur für Rastlose, ein Ort zum Auftanken und weiter unterwegs sein.

Das war ein Teil der Ökumenischen Herberge, ein Dach für dachlose Menschen und Ideen. Das Haus sollte ein Treffpunkt sein für Menschen in Not, für Illegalisierte, aber auch für Ideen für eine andere, bessere Welt. Dies zu strukturieren, diskutieren und zu erleben, darin übten wir uns täglich, im Zusammenleben und in den Programmen des Hause, in Seminaren, Ausstellungen, Gottesdiensten, in Gastfreundschaft und im miteinander Feiern.

Wir gründeten 1994 die Anti-Rassismus-Gruppe, später Interkulturelles Dialogforum genannt. Die Erfahrung war nämlich, dass es gut ist, sich im Haus die Zeit zu nehmen, in der wir vor allem darüber sprachen, welche Erfahrungen es gab, die das interkulturelle und interreligiöse Zusammenleben im Haus oder auch mit der Stadt Berlin charakterisierten. Anhand vieler Alltagserlebnisse versuchten wir heraus zu finden, was wirklich rassistisch geprägtes Handeln ist, wo es sich um Vorurteile handelt, und wann vielleicht einfach auch Ignoranz oder Arroganz vorlag oder Missverständnisse. In diesem Kreis war viel Raum für die Erfahrungen der Hausbewohner, die einen hörten mehr zu oder versuchten zu verstehen, die anderen konnten endlich mal erzählen, wie es ihnen wirklich geht. Wir wurden sensibilisierter im Umgang miteinander. Diese Gespräche waren unglaublich intensiv und wertvoll, aus den Ergebnissen entwickelten wir verschiedenen Rollenspiele und Impulse, mit denen wir in die Schulen gingen und dort workshops anboten zu Themen wie "Kein Mensch ist illegal, Asyl und Migration, Globalisierung und Entwicklungspolitik, interkulturelle und interreligiöse Erfahrungen". Die "Betroffenen" wurden zu ReferentInnen und AnleiterInnen. So konnten Schülerinnen und Schüler erspüren, wie es ist, wenn jemand keinen Aufenthaltsstatus hat, oder als Schulleiter darüber zu entscheiden hat, ob Schüler ohne Aufenthalt aufgenommen werden in einer Schule. Oder wie es ist, wenn Politiker unterschiedlichster Parteien über Gewährung von Aufhalten zu entscheiden haben. Oder woher eigentlich unsere Konsumprodukte wie z.B. Kaffee und Kakao stammen und unter welchen Bedingungen und zu welchem Preis sie hergestellt werden. Spielerisch konnten wir auf Vorurteile und Voreingenommen sein eingehen und manche zum Nachdenken über ihre eigenen Denkweisen bewegen.

Wenn wir heute daran denken, wie stark weiter die Abneigung ist gegenüber den aktuellen Flüchtlingen in Deutschland, das zeigt sich am extremsten an den vielen Neo-Nazidemonstrationen bei neuen Asylbewerberheimen, z.B. in Berlin-Hellersdorf oder in Wandlitz letztes Jahr, dann wird klar, daß das Thema Asyl und Migration, wirkliches Zusammenleben oder voneinander Lernen von Kulturen weiterhin ein offenes Lernfeld ist. Ob wirkliches Zusammenleben seither besser gelingt? Oder breiten sich Vorurteile weiter aus? Wie ist das mit der zunehmenden Ghettoisierung oder Nischenbildung in unserer

Gesellschaft heute? Wo finden wir dazu politische Lösungen? Gerade wird verhandelt, was mit den Geflüchteten auf dem Oranienplatz weiter geschehen soll. Wo ist ihr Ort zum Leben? Wo sind wir bereit, wirklich zu teilen und miteinander zu leben?

Wie wichtig sind da solche "Pflänzchen" wie das Hendrik-Kraemer-Haus, also Lernorte oder Projektorte, an denen ein anderes interkulturelles Zusammenleben und voneinander Lernen schon gelebt wird oder zumindest versucht wird, noch bevor es in der Mehrheitsgesellschaft ankommt oder durchgesetzt wird. Oft erleben Menschen solches intensives interkulturelles voneinander Lernen in interkulturellen oder interreligiösen Liebesbeziehungen.

Die Stärke des Hendrik-Kraemer-Hause und der Programme dort war es, dass das Haus und die BewohnerInnen darin einen Rahmen boten, der nicht ganz privat, aber doch überschaubar und sehr persönlich blieb. Viele konnten dort irgendwie "andocken", ohne sich aus ihrem sicheren Lebenszusammenhang vollständig zu lösen, und konnten doch mehr mitbekommen, als es in anderen Einrichtungen vielleicht möglich war. Dabei half sicher auch das unkonventionelle und etwas chaotische oder manchmal geradezu Unvoraussehbare der Grundstruktur des Projekts.

Als das Haus einmal geöffnet war für Menschen ohne Papiere oder auf der Flucht, - das war es eigentlich von Anfang an - kamen auch Menschen mit den unterschiedlichsten Beweggründen ins Haus, nicht nur politischen, sondern auch psychisch, sozial, zwischenmenschlich, wirtschaftlich, emotional Suchende. Vielleicht war das eine Schwäche, die politische Uneindeutigkeit in der Aufnahme von Menschen; vielleicht war das aber auch eine Stärke, weil klar wurde, bedürftig sind wir alle irgendwie, auch die mit den politisch nicht so eindeutigen Bedürfnissen.

Es wäre zu wünschen und zu hoffen, dass es weiterhin Orte gibt, an denen experimentell und lebensfreudig ein menschliches Zusammenleben gelebt werden kann, ohne sich von äußeren politischen oder sozialen Gegebenheiten zu sehr ausbremsen zu lassen. Unsere Gesellschaft braucht auch heute solche Räume, wo Vorurteile überwunden werden können und ein gleichberechtigteres Zusammenleben unterschiedlichster Menschen ausprobiert werden kann.

Die Erfahrungen aus dem Hendrik-Kraemer-Haus können dazu nur ermutigen.

Richtungssuche in der Nachwendezeit II

Giselher HICKEL

Im Rahmen unseres Symposiums will ich den jüngsten Teil der Geschichte des Hendrik-Kraemer-Hauses (HKH) in den Blick nehmen, die 25 Jahre seit der politischen Wende. Wir haben die Veränderungen in der Arbeit des Hauses alle mehr oder weniger nahe miterlebt. Es ist die Periode, die bis an das Heute heranreicht.

Um beim Heute zu beginnen: Jochen Gauck hat neulich eine Rede aufgesagt, die laut Hofberichterstattung als bedeutend gilt. Er begann selbstgefällig mit einem Superlativ: Das gegenwärtige Deutschland sei das beste Deutschland, das es jemals gegeben hätte. Und er schlussfolgerte, das Land müsse demzufolge auch mehr Verantwortung wahrnehmen - Tarnbegriff für mehr Macht ausüben, ausdrücklich auch mehr militärische Gewalt. Im Gedenkjahr 2014 fällt einem natürlich Wilhelm Zwo ein. Der hatte den Hang (als er noch nicht im niederländischen Doorn Holz hackte) mit forschen Superlativen aufzutrumphen und mit dem Säbel zu rasseln, wenn es um die Rolle Deutschlands in der Welt ging. Man müsste naiv sein, wenn einem bei heutigem präsidentalem Wortgerassel auf Militärtagungen nicht unbehaglich würde.

Was ich damit sagen will: Seit der Wende von 1989/90 ist zwar alles anders, aber manches keineswegs neu. Die Welt ist nicht heiler geworden.

Die ökumenische Bewegung hat Gestalt angenommen u.a. als Antwort auf die deutschen Superlativ-Exzesse der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Ökumene ist von ihrem Ursprung her antifaschistisch. Das gilt auch für das ökumenische Projekt HKH. Diese Grundprägung ist bis heute aktuell. Aber wie stellte sich das in den zurückliegenden zwei Jahrzehnten praktisch dar?

Ich möchte mich auf zwei Aspekte beschränken: (a) Die Annäherung zwischen Ost und West und (b) der Widerstand gegen die Herrschaft des Geldes.

Das Balancieren auf der Grenze zwischen West und Ost war immer schwierig. Es war aber nach meinem Eindruck nie so schwierig wie in der Zeit, als es die Grenze nicht mehr gab. Bis dahin hatten Kontakte aus dem Osten in den Westen stets etwas prickelnd Ungewöhnliches, wie der Vorstoß in unzugängliches Terrain. Andersherum: Gute Kontakte aus dem Westen in den Osten zeugten von politischem Eigensinn und gesundem Nonkonformismus. Die Grenzgängerin Bé Ruys und ihre Begleiter/innen wurden dafür gelegentlich mit Misstrauen,

jedenfalls aber mit lebhafter Aufmerksamkeit beobachtet – in Berlin, in Amsterdam, in Genf und darüber hinaus. Seit 1990 verlor der Westen für uns im Osten seine magische Anziehungskraft, und wer im Westen dem Osten noch etwas Positives abgewinnen wollte, wurde schnell zum Paria.

Zwischen HKH und der Ostberliner Partnerin, der niederländischen ökumenischen Gemeinde (NÖG) verlief die Vereinigung ohne die ganz harten Brüche, aber keineswegs problemlos. Zwischen dem „Zentrum“ HKH und der „Gemeinde“ NÖG gab es strukturelle Unterschiede. Sie waren Resultat unterschiedlicher gesellschaftlicher Bedingungen: Aktionszentrum auf der einen, Zirkel auf der anderen Seite. Autonome Zivilgesellschaft dort und sozialistische Menschengemeinschaft hier – beide nur annäherungsweise real existierend. Es war eine Partnerschaft zwischen Ungleichen, die einander ergänzten. Die Differenzen blieben spürbar. Es sieht so aus, als würde die NÖG das HKH überleben.

Wenn man unsere Protokolle der Vorstandssitzungen und die Berichte diverser Arbeitsgruppen vom Anfang der 90er Jahre durchsieht, begegnen einem immer wieder Konzeptionsentwürfe, die von dem Bemühen zeugen, sich auf die veränderte Situation einzustellen. Darin unterscheiden sich HKH und NÖG wahrscheinlich wenig von anderen vergleichbaren Projekten und Arbeitszweigen. Aber seine spezifische Rolle fand das Haus nicht in den Versammlungen und Sitzungen. Die Flüchtlinge der postsozialistischen Kriege auf dem Balkan prägten in den 90er Jahren das Haus. „Ökumenische Herberge“ wurde zum Markenzeichen des HKH und die Vernetzung mit anderen Ökumenischen Herbergen, wie dem Giordano-Bruno-Haus und der Nicola-Kommunität, beide in Utrecht, der Kommunität Imshausen, die Hamburger Basisgemeinschaft Brot und Rosen, war ein wichtiges Projekt.

Der Begriff „Herberge“ stand aber nicht nur für obdachlose Menschen, sondern auch für Ideen. Heimatlos war, in Berlin besonders spürbar, auch das Selbstbewusstsein und die Hoffnungen der DDR-Bürger geworden, sowohl die alten Aufbauideale als auch die neuen Wendehoffnungen. Im HKH wurde nicht vordergründig eine schnelle Synthese von Ost und West gesucht, sondern es wurde Raum geboten, in dem sich östliches Lebensgefühl in dem ungewohnten westlichen Kontext artikulieren und wiederfinden konnte. Dies in einer Zeit, in der DDR nur noch mit dem Vorzeichen „ehemalig“ benannt wurde und Marx vornehmlich als Witzfigur in Karikaturen präsent war. Entwurzelte fanden hier eine ABM-Stelle. Eine Gesellschaft für christlich-marxistischen Dialog wurde gegründet. Die Berliner Konferenz Katholischer Christen (umbenannt in Ökumenisches Forum Europäischer Katholiken) fand hier eine Adresse. Die Christliche Friedenskonferenz war nach wie vor präsent, nicht nur die Westberliner. Die Freitagabend-Gespräche wurden neu belebt. Neben prominenten

Referenten aus dem Osten fanden auch Menschen den Weg ins Haus, denen Ökumene zuvor wenig bedeutet hatte. Profilierte Mitarbeiter des Hauses ermöglichten diese neue Profilierung mit viel Engagement. Einige Namen sollen stellvertretend genannt werden: Reinhard Scherer, Horst Dohle, Hubertus Guske, Rimco Spanjer, Jan Willem Menkveld, Gerard Minaard, Klara Butting, Sabine Albrecht.

Das alles hatte etwas Seelsorgerliches. Aber es war mehr. Die Negierung der Wirklichkeit einer sich auflösenden Gesellschaft ist schmerzlich, aber auch irgendwie natürlich. Hier ging es aber um einen weit über persönliche Verunsicherung hinausreichenden Vorgang. Und das hatte mit der ureigenen Prägung des Hauses zu tun: Es galt einer Interpretation zu widerstehen, die die DDR von Anfang an nicht als Bruch mit dem Faschismus und als dessen Überwindung darstellte, sondern als eine Variante des politischen Totalitarismus und als solche dem Nationalsozialismus vergleichbar, wenn nicht gar gleichwertig. Gleichzeitig erschien damit der westdeutsche Weg der Restauration mit der Konservierung des alten Verwaltungs-, Justiz- und Bildungsapparates in der Nachkriegszeit nachträglich gerechtfertigt. Die Delegitimierung der DDR wurde nicht nur Kernbestandteil für den Gründungsmythos der neuen deutschen Republik, sondern diente zugleich rückwirkend zur Rechtfertigung des restaurativen Kurses der alten Bundesrepublik, und zwar am Beginn eines neuen Schubes politischer Restauration.

An dieser Stelle muss die Klarheit hervorgehoben werden, mit der Bé Ruys auf dieses Wendemanöver reagierte. Mit ihrer charmanten Flapsigkeit ist sie dabei geblieben, dass die BRD „langweilig“ wäre – was immer das hieß. Die DDR war laut Bé wohl auch nicht gerade das Gelbe vom Ei, aber allemal interessanter. Für Bé blieb das so: „Die Mauer hat uns weiß Gott nicht begeistert, aber was danach kam, hat uns, sagen wir mal, auch nicht gerade vom Stuhl gerissen.“ Diese ein wenig aufgesetzt klingende Leichtigkeit schuf Raum, den andere mit Argumenten ausfüllen konnten. Bé war auch eine der wenigen mir bekannten Personen, die nie bestritt, Gesprächspartnerin des MfS gewesen zu sein. Die Zivilcourage, mit der sie mit dem risikobeladenen Thema umging, ist Indiz dafür, dass wir gewiss sein dürfen, dass sie sich von den Agenten solcher außerhalb der Legalität operierenden Dienste, egal welcher Couleur, nicht hat manipulieren oder missbrauchen lassen.

Die ökumenische Herberge HKH ist nach 1990 nicht zum Hort eines nostalgischen DDR-Lamentos oder eines nachgeholtten Revolutionspathos geworden. Aber wir haben weder die Bilder im Wohnzimmer umgehängt, noch die Bücher in den Regalen umsortiert oder wenn dann nur weil der Platz enger wurde. Unser Spielraum im Sinne von finanziellen und organisatorischen Möglichkeiten hat sich mehr und mehr verringert. Aber wir haben uns die

Freiheit bewahrt, weiterhin mit einer unverkennbaren Affinität zwischen sozialistischen und biblischen Visionen zu rechnen. Dass eine andere Welt möglich ist, war für uns nicht neue Erkenntnis, sondern Erfahrung. Diese Zeitzugenschaft ist bis heute verpflichtend. Dass zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit weite Wege liegen können, haben wir begriffen, auch dass mehrere Anläufe nötig sind, biblisch gesprochen bis zu siebenmal siebenzig (Mt, 18,21).

Mein zweiter Aspekt: Widerstand gegen die Herrschaft des Geldes:

Ökumene ist von ihrem Ansatz her international. Alle, die das Kraemerhaus erlebten, rühmten seine ökumenische Internationalität. Und das blieb auf räumlich niedrigerem Niveau nach dem Umzug in die Kreuzberger Lindenstraße so, wie es in der Limonenstraße in Dahlem gewesen war. Obdachsuchende und Freiwillige aus verschiedenen Ländern und Kontinenten prägten die Atmosphäre. Ökumenische Internationalität ist mehr als kultureller Austausch, mehr auch als Freundschaft über Grenzen hinweg, obwohl ich mir Ökumene ohne persönliche Freundschaften nicht vorstellen kann.



Ökumenisch geht es immer auch um die Universalität des Reiches Gottes, um die Überwindung von Armut als die am meisten verbreitete und am meisten alltägliche Form von Gefangenschaft und Tyrannei.

Bis 1990 war Armut für mich ein Phänomen der Dritten Welt. Armut vor der eigenen Haustür habe ich erst nach der Wende erlebt. Das hing weniger höheren Einkommen in der DDR zusammen – die waren deutlich niedriger. Es hatte damit zu tun, dass es keinen vergleichbaren Reichtum gab. Armut ist eine Funktion des Reichtums. Knappheit oder Mangel sind natürlich. Armut ist gemacht. Im entwicklungspolitischen Diskurs hat die Dependenztheorie dies historisch und ökonomisch belegt.

Als wir Anfang der 90er Jahre im HKH begonnen haben, uns mit Fragen der Ökonomie zu beschäftigen, habe ich vorgeschlagen, dafür den Titel zu wählen: „Programm zur Bekämpfung des Reichtums“. Ich habe auch in verschiedenen bundesdeutschen Netzes der Basisökumene versucht, ein solches Programm anzuregen. Das ist nicht gelungen. Auch im eigenen Haus wurde der Titel als zu provokativ, womöglich gar kontraproduktiv empfunden und in „Anti-Mammon-Programm“ umgeändert. Unter diesem Namen hat der Reformierte Bund die Thematik bearbeitet.

Jenseits von moralischer Empörung ging es uns darum, ähnlich wie beim Antirassismus-Programm, (1.) Reichtum über den persönlichen Bedarf hinaus zu delegitimieren und zwar sowohl gesellschaftlich als auch biblisch-theologisch; (2.) Alternativen einer solidarischen Ökonomie zu studieren und zu probieren – wir haben zeitweilig, wenn auch wenig erfolgreich, eine Tauschring-Experiment durch-geführt; (3.) soziale Befreiungsbewegungen, z.B. das Weltsozialforum, die Erlassjahr-Kampagne, attac, zu unterstützen. Natürlich waren wir uns unserer Ohnmacht bewusst, aber auch des Wertes jeder noch so schwachen Stimme. Wir sind dankbar, dass es sich in den letzten 20 Jahren durchgesetzt hat, neben den Armutsberichten der Wohlfahrtsverbände auch kritische Reichtumsberichte anzufertigen. Und immerhin hat der Reformierte Weltbund quasi stellvertretend für die Ökumene in seiner Accra-Erklärung (2004) die neoliberale kapitalistische Wirtschaftsordnung als Sünde qualifiziert. Nach dem Maßstäben der mittelalterlichen Kirche müssten wir von Todsünde sprechen.

Vordergründige Vergleiche zwischen aktuellen und historischen politischen Vorgängen sind meist wenig hilfreich. Hintergründig finde ich es ganz persönlich dennoch beunruhigend, dass die Diktatur des Kapitals ebenso wie einst der Nationalsozialismus mit einer unausweichlich erscheinenden Normalität regiert. Die Zwangsarbeiter, die mit Gewalt oder aufgrund einer ausweglosen Freiwilligkeit der deutschen Kriegswirtschaft dienten, gerieten nach Kriegsende in den Geruch der Kollaboration, unverdient meinte Bé und die Niederländische Ökumenische Gemeinde verdankt ihre Entstehung der Solidarisierung mit den Niederländern unter den einstigen Zwangsarbeitern. Der Dienststelle im evangelischen Konsistorium, die den Einsatz von ausländischen Zwangsarbeitern in kirchlichen Einrichtungen Berlins organisiert hat, Dienstsitz im Haus gegenüber dem, in dem wir uns befinden, ist allerdings Kollaboration vorzuwerfen. Dort wurde von frommen Kirchenbeamten in aller vom Krieg geprägten Alltäglichkeit Faschismus praktiziert. „Hitlers willige Vollstrecker“ (man mag Goldbergs Thesen schätzen oder nicht) waren Menschen wie du und ich.

Ich frage mich, welche unserer heutigen Handlungen und Methoden der Alltagsbewältigung einst rückblickend als Kollaboration mit dem Unrecht der durch Überfluss geschaffenen, todbringenden Armut erscheinen werden. Gleichzeitig hoffe ich, dass die Generation unserer Kinder und Enkel wach genug sein wird, uns diese Frage zu stellen.

Ökumene ist Widerstand. Die Superlativ-Gaukelei des Mammondienstes mag den Baals-Oberpriestern vorbehalten sein. Um nicht zu deren willigen Vollstreckern zu werden, muss Widerstand ständig neu gefunden und erfunden werden. Die Geschichte des HKH ist eine

Illustration dessen. Vielleicht ist neben allen Programmen und Projekten das unverzagte Festhalten an der ökumenischen Hoffnung, der Hoffnung auf das gemeinsame Haus, auf die friedliche Koexistenz, die solidarische Menschengemeinschaft die am meisten widerständige Form unseres Glaubens an Jesus, den Messias, und den Gott Israels.

In Zukunft wird das Hendrik-Kraemer-Haus als Ort nicht mehr zur Verfügung stehen. Wir, die Freunde des HKH, bleiben noch eine Weile, und wir wissen, dass die Aufgabe, die 1949 begonnen wurde, 2014 nicht erledigt ist.

„Ja, so war's“. Erinnerungen an das Hendrik Kraemer Haus

Els van Vemde

Liebe Freunde und Freundinnen,

Wenn wir denken an das Hendrik Kraemer Haus, an das alte Haus in der Limonenstraße und das neue Haus in der Lindenstraße, dann sehen wir, dass wir auf eine Geschichte vieler Menschen stoßen.. Der Ort erzählt von kurzen Begegnungen, von einem Leben in Gemeinschaft und von langjährigen Beziehungen. Ein Haus voller Menschen aus allen Himmelsrichtungen, aus verschiedenen Traditionen. Das Haus war ein Ort des Gespräches, ein Ort der Inspiration und der politischen Aktion. Auch ein Ort der Vernetzung und der Ökumene und ein schützender Ort für Menschen, die sich in Not oder auf der Flucht befanden. Wir fanden im Laufe der Jahre irgendwann eine sehr passende Bezeichnung dafür: Das Kraemer Haus war für uns eine ökumenische Herberge.

Wenn Menschen, die kurz oder lang in dem Haus verweilten, über diese Erfahrungen sprechen, dann tauchen in den Erzählungen Gemeinsamkeiten auf:

Erstens: In der Regel sprechen alle von einer unvergesslichen Erfahrung, die ihr Leben weiter geprägt hat oder die sich sogar als eine wichtige Weichenstellung in ihrer Biografie herausgestellt hat.

Zweitens: Die Erfahrungsberichte sind stark gekoppelt am Zeitgeschehen Das Bewusstsein über die gesellschaftliche und politische Dimension wurde im Haus offenbar so stark geschult, dass alle Erzählungen gleichzeitig auch Zeitzeugenberichte sind.

Durch die letzt genannte Tatsache ist mir noch einmal klar geworden, dass das Kraemer Haus vor allem auch ein Ort des Lernens war.

Das Haus in der Limonenstraße war bis 1989 vor allem geprägt durch ihre Brückenfunktion zur DDR. Die Mauerbau und die Verbindung mit der Ost-Gemeinde waren einprägsame Erfahrungen.. Es sind also nicht nur Erinnerungen an das Haus, sondern vor allem auch Erinnerungen an die NÖG. Diese Gemeinde – unsere Gemeinde - wird hoffentlich noch lange weiter bestehen, sodass sämtliche Erfahrungsberichte auch in ihre Geschichte eingehen werden.

In den 90-er Jahren und nach der Jahrtausendwende in der Lindenstraße hat die Arbeit mit den Flüchtlingen uns allen sehr geprägt.

Wenn wir jetzt einigen Menschen zuhören, die ihre Erinnerungen erzählen, dann gehen wir zusammen durch die Zeit, das heißt wir gehen durch die Dezennien, die alle ihre eigene Prägung haben.

Und fangen an mit den 50-er Jahren...

Die 50-er Jahre

Die Nachkriegsjahren, Stadt voller Trümmer, Zeit des Wiederaufbaus, Entnazifizierung, die schleichende Entstehung des Kalten Krieges, gestrandete holländische Zwangsarbeiterfamilien, Armut und sozialer Not, Gründung und Aufbau der neuen Niederländischen Ökumenischen Gemeinde, Jugendarbeit, Versöhnungsprozesse und ökumenische Vernetzung.

Die ersten Mitarbeiter(-innen) von Bé haben als junge Erwachsene den Krieg mit erlebt. Für sie ist es ein großer Schritt in das Land der Täter, also nach Nazi-Deutschland zu gehen oder auch speziell in die Stadt Berlin voller Trümmern und Not. Sie haben auch den schönen Augenblick der Befreiung erlebt. Aber dann ist da plötzlich ein neuer Feind: Russland, der Kommunismus. Kalter Krieg.

Pieter Riemens (holländischer Diakon 1951 – 1953)

(Berlin nach dem Krieg...)

„Zuerst war ich bestürzt über die Stadt Berlin. Trümmerhaufen und Trümmerhaufen in Ost und West. (...) Auf beiden Seiten gab es die Zerstörungen der zwischenmenschlichen Beziehungen, der Ehen, der Familien und der Nachbarschaft. Für die Niederländer in Berlin waren auch ihre Verbindungen zur Heimat gestört. (...) Bei meinen Hausbesuchen in Ost und West begegneten mir bewegende Schicksale. (...) Die Menschen wollten von mir keine Antwort, sondern sie wollten mir ihre Geschichte erzählen. Den äußerlichen Trümmerhaufen in der Stadt entsprachen die Trümmerhaufen im Menschlichen.“

(Alltag in „de Pastorie“ ...)

„Konkret war es so, dass ich hier ankam und kein Zimmer für mich frei war. Bé bewohnte das Zimmer neben der Treppe. Charles West wohnte im Wintergarten, denn in der oberen Etage wohnte noch die Witwe von Pfarrer Block mit ihren Kindern. (...) Also wurde für mich im Büro ein Bett aufgestellt und so habe ich neben dem Telefon gewohnt und geschlafen. Ich war also der Sekretär und das Telefon klingelte von morgens bis abends. Es war stressig und hektisch, aber ich habe es ertragen. Mein Tagesablauf sah so aus, dass ich morgens die eingegangenen Telefonate und Briefe abarbeitete, dann besprachen wir Termine. Anschließend erledigte ich Hausbesuche in der ganzen Stadt. Außerdem mussten Nahrungsmittel und Pakete verteilt werden. Wir nutzten damals die Garage als Lagerraum dafür. Von dort aus leitete ich die Annahme von Spenden und ihre Verteilung. Abends fanden dann die Jugendkreise statt. Mittwochs und Samstags kamen hier Hauskreise zusammen. Es war den ganzen Tag reger Betrieb, alles spielte sich nur im Erdgeschoß und im Keller des Hauses ab.

(Aus: „Der Geschichte ins Gesicht sehen“)

Aart de Groot (holländischer Vikar: 1953-1954):

(vielseitige Tätigkeiten...)

„Am Samstagnachmittag habe ich die Jugendliche betreut und für die Alten- oder Studentenkreise habe ich über Holland erzählt. Menschen die aus der so genannten Zone kamen, habe ich unsere Kleidersammlung in der Garage gezeigt, Gäste aus dem Westen habe ich zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt geführt. Ich habe gepredigt, übersetzt und die Briefkorrespondenz versorgt. Als Vertreter habe ich zu unseren Gottesdienste in der Dänischen Kirche Orgel gespielt, in der Marienkirche habe ich die Junge Gemeinde betreut und in der Annenkirche früh morgens Kindergottesdienste abgehalten. So habe ich viele Erfahrungen gesammelt.

(...) Zu meiner Verabschiedung schenkte mir der Mittwochkreis – ein wöchentliches Treffen sämtlicher ökumenischen Mitarbeiter (eine Initiative von Bé) – mir Bonhoeffers Buch „Widerstand und Ergebung“ als Erinnerung. Damit entdeckte ich als einseitig ausgebildeter und mit traditionellen Vorurteilen behafteter Holländer, die faszinierende Landschaft der deutschen Theologie und Kultur “

Jan Langevoort (holländischer Vikar von 1955 bis 1957)

(eine richtige Gemeinde sein...)

„Es war eine einmalige Erfahrung, diese Gemeinschaft kennen zu lernen. Alle Attribute einer traditionellen Kirchengemeinde fehlten und dennoch wollte man eine richtige Gemeinde sein. Der Kinderkreis fand im Wohnzimmer des Pfarrhauses statt. Die Großeltern kamen mit

und hörten zu. Die Gottesdienste in der Kapelle des Elisabeth Krankenhauses, die Gemeindeabende. Jeden Tag Sprechstunde. Es kamen verschiedene Leute aus Berlin und aus der DDR mit den typischen Problemen. Gehen wir in den Westen oder bleiben wir hier? Es herrschte herbe Armut.“

Die 60-er Jahre

Die Zuspitzung des Kalten Krieges, Flüchtlingswelle, Mauerbau, die Teilung der Deutschen Kirche, Brückenfunktion der NÖG, Entstehung der Ost-Gemeinde und offizielle Registrierung dieser Gemeinde beim Staatssekretariat für Kirchenfragen, Vietnam Krieg, Studentenproteste in West-Berlin, Tod Benno Ohnesorg, der Prager Frühling und dessen Niederschlagung. Streit um die Anerkennung der DDR. Ausbau ökumenischer Netzwerke und ökumenischer Friedensarbeit: Arche, CFK.

Peter den Hengst (holländischer Vikar 1960 - 1961)

(Realität des Weltgeschehens...)

„Mein Weg nach Berlin war im Grunde genommen meinem ersten Schritt in die Realität des Weltgeschehens. Wenn ich an diese Lebensphase zurück denke, ist sie von großer Bedeutung gewesen für meine Entwicklung.(...) Ich denke an die Ströme von Flüchtlingen aus der DDR wegen der Zwangsbildung von LPGs. An die immer wieder kehrende Frage: wie kann man Kirche und Christ sein in der DDR, in einem sozialistischen Staat? Nicht flüchten, auch keine „innere Emigration“, sondern mit einer „solidarisch-kritischen“ Haltung im Lande bleiben. Wenn ich mich gut erinnere, höre ich den Begriff „das Wächteramt der Kirche“ sagen. (...)Vieles war neu für mich, aber ich war auch nicht ganz unvorbereitet, denn in den holländischen NCSV-Kreisen war Ende der 50-er Jahre ein großes Interesse für den Kommunismus entstanden. Ich hatte Studientage mit Prof. van Peursen erlebt. (...) Bé und ich hatten eine Aufgabenverteilung. Sie war vor allem für die externe Arbeit (wie ökumenische Kontakte) zuständig und ich für die interne Angelegenheiten, also für das Gemeindepastorat. Ich machte Hausbesuche und besuchte Hauskreise. In den Gemeinderatsitzungen – mit u.A. Ton Wijnen – haben wir viel gelacht.“

Bas Wielenga (holländischer Vikar, im Haus von 1961 bis 1973)

(Mauerbau...)

„Kurz vor Mauerschließung mussten die alljährlichen Kindertransporte in die Niederlande von dem Vikar organisiert werden. Es kostete Monate um bei der Volkspolizei und bei den Alliierten die nötigen Reisedokumente zu besorgen für alle Teilnehmer(-innen) mit einer

holländischen, einer doppelten oder mit gar keiner Nationalität. (...) Die Nachricht, dass die Grenze dicht gemacht werden würde, erreichte uns als wir gerade mit einer solchen Gruppe einen Segellager durchführten in Belt-Schutslot. Wir reisten unsicher und in gedrückter Stimmung heim.(...)

Kurz nach Mauerbau entstand die Ost-Gemeinde: der erste Gottesdienst fand im Französischen Dom statt, die fast tägliche Besuche bei der Familie Horst in der Rosenthaler Straße, die Bibelkreise in verschiedenen Stadtteilen, der Jugendkreis. Danach hielten wir unsere Gottesdienste gegenüber dem Ostbahnhof.

(...) Nachdem Bischof Dibelius im „Obrigkeitsstreit“ der DDR und der dortigen Kirche jegliche Legitimation abgesprochen hatte, gehörten wir (zusammen mit Leuten wie Harvey Cox, Bob Starbuck, Hans Ruh, Bert ter Schegget, Herrn Deluze) zu den wenigen Grenzüberschreitern. Da die anderen Verbindungen abgebrochen waren, wurden wir am Anfang gebeten, manche Kurier Dienste zu übernehmen. (...)

Die meisten Kontakte hatten wir mit der Evangelischen Akademie, mit dem Unterwegskreis Ost, dem Weißenseer Arbeitskreis, der Gossner Mission und mit der ESG. Mit ihnen teilten wir die Auffassung, dass wir suchten nach einer Möglichkeit, die Mauer nicht als Schicksalsschlag zu erleben, sondern diese aktiv und kreativ und als Herausforderung zu verstehen. In der Bücherreihe „Unterwegs“ erschien Elisabeth Adlers Buch: „Pro-Existenz“.(...)

Es wird leicht vergessen, wie bedrückt die Stimmung in West-Berlin in diesen Tagen war. Was sollte aus dieser halben „Inselstadt“ nun werden? (...) Bé und ich waren ab und zu dabei, wenn in der „Blauen Traube“ Vorschläge über die Zukunft von West-Berlin erörtert wurden mit u A Erich Müller-Gangloff, Dieter Goldschmidt und Klaus Ehrler. Da entstanden viele Ideen, die der Ost-Politik von Bahr und Brandt voraus gingen und oft auch weiter reichten.(...)

Der Mauerbau hatte wichtige Folgen für die Arbeit der Niederländischen Gemeinde. Die Grenzgänger aus der Limonenstraße mit ihren Bibeln, Talaren, Kaffee und so weiter, fielen auf. (...) Es wurde schnell klar, dass die Gemeinde registriert werden sollte beim Staatssekretariat für Kirchenfragen.(...) Unser wichtigster Schutz gegenüber der Gefahr vereinnahmt zu werden, war unser Bemühen Kontakte mit einem breiten Spektrum von Menschen in der DDR zu pflegen. Jeder weiß, wie unzählig viele Kontakte Bé selbst gepflegt hat. (...)

(entnommen und übersetzt aus „In dat huis daar woont een vrouw“. In diesem Artikel schreibt Bas unter Anderem auch über seine Erfahrungen in der Jugend Kommission der CFK zum Thema Prager Frühling)

Anneke Ravenstein (1963):

(Tätigkeiten in der Gemeinde...)

„Ein Sommer in Berlin – eine kurze, und ganz wichtige Phase in meinem Leben.

Dabei denke ich an:

- das kommunale Leben im Haus mit Bé als beweglicher Mittelpunkt. Aad, Kees und ich im Souterrain, in der Nähe der großen Küche.
- Die Gespräche an der Grenze mit den Zollbeamten über die Gesangbücher im Auto („Sind das die Lieder des Martyriums? Oder „Die Kirche, das interessiert doch nur alte Leute, wie ist es denn möglich, dass Sie...?“ Oder: „Was machen Sie denn noch alles so nach dem Gottesdienst?“)
- Jeden zweiten Tag im Osten, die vielen Besuche im Haus der Familie Kuse.
- Jeden zweiten Tag im Westen. Die Besuche der Mietskasernen in Moabit, die Gründung des Bibelkreises Nord. Die inspirierende „Unterwegskreise“ am Donnerstagvormittag.
- Die Gottesdienste, im Wechsel in Ost und in West, die Anteilnahme des Gemeindegemeinderates, die Vorbereitungsgespräche am Montagabend, das ausgiebige Kaffeetrinken danach mit den vielen Geschichten, anschließend der Jugendkreis. Im Osten dauerte der Gottesdienst auf dieser Weise fast den ganzen Sonntag.
- Die Betreuung von vielen individuellen Gästen, aber auch von Jugendgruppen aus den Niederlanden im Haus (vorzugsweise im Garten). Freude, wenn es uns gelang das Schwarz-Weiß-Denken zu durchbrechen.

Wichert Hoekert, Hanneke Garré, Liesbeth de Jongh (Ende 60-er, Anfang 70-er Jahre) aus einem gemeinsam verfassten Bericht:

(Die Anerkennung der DDR...)

„Kennen Sie noch die Zeit als die DDR noch nicht anerkannt war? Unsere Zeit im Hendrik Kraemer Haus wurde von dieser Gegebenheit geprägt. Wir fanden damals diese Nicht-Anerkennung eine Schande, denn dass die DDR existierte, das konnte man doch nicht ignorieren. So bald man die Grenze überquerte, trat man in eine andere Wirklichkeit: ein Staat mit eigenen Gesetzen, eine eigene Regierung und – inzwischen auch schon – eine eigene Geschichte.

Dieser Kampf um die Anerkennung der DDR hat einen Stempel auf das Haus gedrückt und die Solidaritätsbekundungen hervor gebracht, die vielleicht die kritischen Tönen überlagert haben?!“(...)

70-er Jahre

Weitere Studentenunruhen in West-Berlin, Notstandsgesetze, RAF und Radikalen Erlass, Berufsverbote, Tod und Beerdigung Ulrike Meinhof, Attentat auf Rudi Dutschke, Demokratisierungsbewegungen und nicht-parlamentarische Bürgerbewegungen. Diskussionskreise mit Professor Hellmuth Gollwitzer.

Solidarität mit der „Dritten Welt“ und Anti-Apartheid-Bewegung, Anti-Vietnamkriegs- und Friedensdemonstrationen.

Helsinki-Konferenz, Anerkennung der DDR, Lockerung der Einreisebestimmungen in die DDR, Gespräche zwischen Kirche und Staat, Ausbürgerung einiger Dissidenten.

Wichert Hoekert, Hanneke Garrer, Liesbeth de Jongh (Ende 60-er, Anfang 70-er Jahre):

(Demokratisierung im Haus...)

„Die Demokratisierungsbewegung hatte auch seine Folgen für die Verhältnisse im Haus. Das Haus hatte 3 Stockwerke. Oben wohnten: Bé, Bas und Jos. Im Souterrain wohnten: Wichert, Hanneke und Liesbeth. Auf mittlerer Ebene trafen die zwei Schichten auf einander. Und dort, in der Mitte geschah es: im Flur trippelte Domina Bé Ruys die Treppe herunter. Aus dem Souterrain kamen die „Mädchen für den Haushalt“ (Hanneke und Liesbeth) die Treppe hinauf. Begegnung im Flur. Dort wurde der folgende Vorschlag unterbreitet: ob wir doch bitte in Zukunft „Bé“ statt „Domina“ zu ihr sagen möchten. Das war aber sehr gewöhnungsbedürftig. Da hattest du gerade mühsam gelernt „Domina“ zu sagen – eine nicht sehr alltägliche Bezeichnung - und schon musstest du wieder umschalten. Wir bemühten uns und allmählich verschwand der Name „Domina“, aber wir haben ihn noch gekannt...“

Gabriele Dietrich (ab 1969 mit dem Kraemer Haus verbunden):

(Freitagabendkreis...)

„Der Freitagabendkreis hatte gerade das erste Mal getagt, als ich ins Kraemer Haus kam. Deutlich erinnere ich mich noch an Eva Quistorp, die ich schon aus Gollwitzers Haus kannte, ebenso an das Ehepaar Inge und Joachim Kanitz, an Bas Wielenga, an die Belegschaft des Hauses, auch an Karchers und an Hartmut Draeger. Eines der immer wieder kehrenden Themen war die Apartheid in Süd-Afrika. Oft haben wir auch über die Revolutionen in Lateinamerika diskutiert. Wir hielten sie für wichtig, auch für uns. Ein wichtiges Thema war der Bürgerkrieg in Biafra (...) Jahrelang stand der Krieg in Vietnam im Mittelpunkt der Debatten. Mich empörte als Westberlinerin besonders die offizielle Behauptung des Westens, unsere Freiheit würde man in Vietnam verteidigen, auch mit Napalm.“

(Aus: „Der Geschichte ins Gesicht sehen“)

Kiki Schrier (roter Engel 1971 - 1973)

(Die Klos...)

„Abgesehen von der geistigen und politischen Seite des HKHs (wie der Freitagabendkreis, die Vorlesungen von Hellmuth Gollwitzer, die alternativen Gottesdienste in beiden Kraemer Haus Zimmern, die Entwicklung der Frauenbewegung, die Herstellung einer DDR-Broschüre oder...oder...) habe ich mich vor allem um die praktische Seite des Hauses gekümmert, also um den Haushalt. Das hieß Klos putzen, einkaufen, für gutes Essen sorgen und so weiter. Die Bedingungen waren primitiv. Eine Abwaschmaschine oder ein funktionstüchtiger Kühlschrank gab es nicht. Tante Fie kam jede Woche um die Wäsche aus zu bessern, Tante Bertha kam aus Ost-Berlin rüber und putzte und schrubbte die Küche frühmorgens. Alles wurde mit der Hand erledigt. Regelmäßig stand man, nach einem gut besuchten Freitagabendkreis, morgens zwei bis drei Stunden in der Küche um Geschirr ab zu waschen und auf zu räumen. Ein großes altes Haus ist zwar sehr gemütlich, aber sehr aufwendig zum sauber machen.

Aber gelegentlich fand man dann doch noch Zeit um einen schönen Spaziergang zu machen (zum Beispiel über den zugefrorenen Wannsee) oder um zu schwimmen (zum Beispiel nachts im Schlachtensee, zusammen mit den Leuten vom NCSV Sommerlager).

Für mich trug diese Kombination von Kopf- und Handarbeit (damals das Ideal von linken Intellektuellen) dafür Sorge, dass ich im Kraemer Haus zwei wundervolle Jahre erlebt habe, die Einfluss hatten auf mein weiteres Leben. Ich hätte sie nicht vermissen wollen.

Els van Vemde (roter Engel 1976-1979)

(Ellen...)

„Kurz nach der Mittagszeit klingelte Ellen. Ihr Erscheinen löste auch bei den geduldigsten roten Engeln erst einmal einen kurzen Seufzer aus. Dann riss man sich zusammen und erkannte bei Ellen sowohl die unendliche Tragik als auch die Komik ihrer Persönlichkeit. Sie war sehr dick, kam schnaufend die Treppe hoch. Blond gefärbte Haare, leicht getönte Brille mit dicken Gläsern, nackte Arme und Beine, auch wenn draußen kalt war. Donnerstag war ihr Tag. Es war wichtig, dass sie einen bestimmten Tag bekam, damit sie nicht jeden Tag vor der Tür stand. Sie liebte uns, in ihrer Art. Sie ging ins Wohnzimmer und setzte sich breitbeinig auf die berühmte Kraemer Haus Couch. Sie bekam dann ihren Kaffee und etwas zu essen. Während sie da saß, plauderten wir ein bisschen und ich machte weiter mit meiner Arbeit. Sie lobte mich jedes Mal – das war fast wie ein Ritual - und meinte, dass der Mann, den ich einmal bekommen sollte, sich glücklich preisen konnte. Ellen war Jüdin. Wahrscheinlich hatte sie im Krieg Schlimmes erlebt. Sie war traumatisiert und litt an Verfolgungswahn. Dies genau zu analysieren, dafür hätte man Fachpersonal gebraucht.

Unsere wichtigste Aufgabe war, ihr freundlich zu begegnen und ihr gleichzeitig ihre Grenzen zu zeigen. Man musste ein Auge auf sie haben, sonst telefonierte sie eine Stunde lang mit ihrer Verwandtschaft in Israel oder machte sich an die Zigaretten- oder Schokoladenschachteln heran. Wenn ca. zwei Stunden um waren, war man genötigt sich so geschickt und so deutlich wie möglich von ihr zu verabschieden. Am ersten Donnerstag im Monat sollte man das rechtzeitig geschafft haben, bevor der Altenkreis stattfand, denn Ellen und die Zehlendorfer Damen waren leider nicht kompatibel. (...)

Die 80-er Jahre

Pershing II-Raketen und die bisher größten Friedensdemonstrationen in West-Europa und Berlin.

Hausbesetzerszene in West-Berlin, neue Ausländerfeindlichkeit, rechte Partei der Republikaner, AKW-Bewegung, Reaktor Unfall in Tschernobyl.

Glasnost und Perestroika in der Sowjet-Union.

DDR-Flüchtlinge kommen über Ungarn und Prag nach West-Deutschland und Berlin. Montagsdemonstrationen in Leipzig und in anderen ostdeutschen Städten. Fall der Mauer am 9. November 1989.

Pim Ligtoet (Vikar 1980 – 1983)

(Über die Flüchtlingsarbeit)

„Wir Holländer, wir waren die „Luxus-Ausländer“. Die „wahren Ausländer“ waren natürlich die hunderttausend türkischen Bewohner in West-Berlin. Unter ihnen viele Kurden. Dazu tausende Flüchtlinge aus Sri Lanka, Libanon, Lateinamerika und aus vielen anderen Ländern. (...)

Das Hendrik Kraemer Haus arbeitete immer schon mit vielen Ausländern zusammen. Von Anfang an, seit 1949, gab es die Verbindung mit dem Weltkirchenrat. Bé, Bas, Claus und andere Mitarbeiter besuchten internationale Kongresse der ökumenischen Bewegungen. In den 60- und 70-er Jahren entstanden Arbeitsgruppen über Süd-Afrika, Chili, Vietnam und andere Länder. (...) Neu war aber, zu meiner Zeit, dass einen Kontakt hergestellt wurde mit der größten Gruppe Migranten in West-Berlin, nämlich mit den Türken, und zwar auf einer ziemlich strukturellen Basis. Den Anstoß dazu gab der Aufenthalt von zwei Türkische Flüchtlinge – Salim und Mustafa - im Haus, ab Sommer 1980. Sie waren aktive Mitglieder der großen türkischen Lehrgewerkschaft gewesen. In den 1978-1980-er Jahre wütete in der Türkei eine Art Bürgerkrieg zwischen linken und rechten Kräften und die Mitgliedschaft einer progressiven Bewegung konnte lebensbedrohlich sein. Ein Kollege wurde auf offener Straße von Faschisten erschossen. Ich war, noch etwas naiv, in August in Berlin angekommen und

fühlte mich dort genau so fremd wie unsere türkischen Gäste. Mustafa wollte Deutsch lernen und im Gegenzug lehrte er mir Türkisch. Manchmal kamen politische Freunde ins Haus. Und so saßen wir beisammen in der Küche (das eigentliche Wohnzimmer des Hauses), aßen unsere geliebten Spiegeleier mit Käse, Zwiebeln und Brot, als der Rundfunk meldete, dass einige Generäle in der Türkei die Macht ergriffen hatten. Höchste Aufregung. Der berüchtigte Coup vom 12. September 1980 war eine Tatsache. (...)

Salim und Mustafa, keine Christen und auch keine Muslime mehr, wurden ganz im Gemeindeleben mit aufgenommen. Sie wurden zum Altenkreis mitgeschleppt um über den Coup zu erzählen mit ihren beschränkten Deutschkenntnissen. Manche ältere Gemeindemitglieder bekamen zum ersten Mal in ihrem Leben Berührung mit einem „Ausländer“.

(...) Meine drei Jahre im Haus waren überfüllt von neuen Erfahrungen, Begegnungen und Ideen, sie ergaben nach meiner Verabschiedung noch Sprengstoff für viele weiteren Jahre.

(...)

(Zitate aus „In dat huis daar woont een vrouw“)

Janneke Burger (roter Engel 1984 – 1985)

(meine Meinung wurde nicht gehört...)

„Als ich für mein Studium ausgelost wurde, wollte ich „mutig“ ein Jahr ins Ausland gehen. Ich war die Jüngste im Kraemer Haus und hatte auch noch gar keine Berufsausbildung vor zu weisen. Mein Aufgabengebiet war vor allem die holländische Arbeit, holländischer Abend, Kinder- und Altenarbeit. Anfangs war ich nur im Haus tätig, machte oft Sachen die niemand anders übernehmen wollte, was mich etwas deprimierte. Später fand ich auch eine Aufgabe außer Haus: Kinderarbeit in einem Frauencafé in Kreuzberg.

Was mir sehr zu schaffen machte, war, dass meine Meinung oft nicht gehört wurde und ich somit als dumm und unerfahren beiseite gestellt wurde. Ob das anderen holländischen Mädchen ebenso ergangen ist...?“

Anita Simons und Mirjam Hulzebos (rote Engel 1988 – 1989)

(Politische Ereignisse und gegenseitige Unterstützung...)

„Das erste politische Ereignis das wir miterlebten, war der IWF-Weltbank-Kongress im September 1988. Wir lernten sehr viel vom so genannten „Gegen-Kongress“, aber am Meisten lernten wir noch von den Philippinern die im Haus zu Gast waren und uns viel erzählten beim Gläschen Wein und (selbstverständlich) Sherry.

Ein anderer Höhepunkt – gleichzeitig Tiefpunkt – waren die Westberliner Wahlen im Januar 1989. Wir freuten uns zwar über eine rot-grüne Regierung, aber nicht über den Zulauf der Republikaner, der viel höher war als erwartet. Die Wahlen hatten weitgehende Folgen für

die Mitbewohner die einen Asylantrag gestellt hatten. Sie bekamen einen Aufenthaltsstatus und konnten ein neues – legales – Leben anfangen. Gleichzeitig hatten sie Angst vor den Reps.

Vor allem Bés Reaktion auf den Wahlspekt der Republikaner machte Eindruck auf uns: „Das habe ich alles schon mal erlebt...es kann doch nicht wahr sein, dass dies alles von Neuem anfängt und noch einmal geschieht...“

(...) Für uns beiden war dieses Jahr im Hendrik Kraemer Haus sehr wichtig. Es war ein gutes Jahr, vor allem weil wir viel Unterstützung von einander erfahren haben. Jeder weiß, dass das Leben im Kraemer Haus nicht immer glatt gelaufen ist, aber wir haben uns gegenseitig den Rücken gestärkt und alles in allem: viel gelacht!“

Die 90-er Jahre

Nachwendezeit, deutsche Wiedervereinigung, 40-jähriges Jubiläum der NÖG und Zusammenschluss NÖG – Ost und HKH - West.

Brandanschläge auf Wohnheime von Asylanten und Migranten (Solingen/Rostock)

Einsturz der Wirtschaft und Autonomiebestrebungen in den Ländern Ost-Europas, Separationskriege auf dem Balkan, Militäreinsätze der NATO im ehemaligen Jugoslawien.

Aufbau der neuen deutschen Metropole und Hauptstadt Berlin.

Djemka (Flüchtling aus Bosnien, 1994 im HKH)

(aus dem Tagebuch...)

„(24. Nov.) Die Waschmaschine ist defekt. Der Fachmann kommt erst in einer Woche. Nun werden die Handtücher etwas länger verwendet und nicht auf den Boden geworfen. (...)

(25.Nov.) Um 6.00 Uhr ist das Haus noch immer im tiefen Schlaf. Die ganze Straße ist ruhig. In dieser Gegend geht niemand so früh arbeiten. Freitags bleibe ich zu Hause. (...) Diesen Tag investiere ich in die Hausarbeit. Früher hatten wir dafür so genannte Rote Engel, denen die Teufelshaushaltsarbeiten nicht gefallen haben und sie sind schon lange weggeflogen. Nach den Engeln sind wir also dran. Zwei Stunden später war ich auf dem Sozialamt Wedding. Hunderte Leute standen in der Schlange für die Sozialhilfe. (...) Freitagabend, 19.30 Uhr: Herr Eberhard Rebling und Frau Clarita von Trott zu Solz erzählten über ihre Beteiligung an der Widerstandsbewegung in Deutschland während der Hitlerzeit. Ihre Geschichten haben mich sehr beeindruckt. Ich fühlte mich mit ihnen so tief verbunden, obwohl unsere nach Erscheinungsform unterschiedlichen und im 50-jährigen Zeitabstand entstandenen Erfahrungen nicht vergleichbar sind. Für alle Anwesenden war das ein besonderer Abend, an dem wir Lebende uns an unsere Toten erinnerten. (...)

(26.Nov.) Um 9.30 Uhr tranken wir Kaffee mit Bé. Sie fährt in einer Stunde nach Holland ab. Jyoti fährt sie mit dem Auto zum Flughafen Tempelhof. Wer weiß schon, zum wievielten Mal stehen wir beim regnerischen oder sonnigen Wetter auf der Treppe und winken ihr nach. Manchmal scheint unser Leben aus „Herzlich Willkommen“ und „Gute Reise“ zu bestehen. Was zwischendurch kommt, scheint mehr als schneller vorbei zu gehen. Unsere Waschmaschine ist noch immer nicht repariert. Mit fünf Taschen Wäsche wurden Ramiz und ich im Waschhaus so neugierig angestarrt...(…)

(Aus der HKH Weihnachtsbroschüre 1994)

Jyoti (Bewohner und Mitarbeiter des HKHs ab 1992)

(eine Begegnungspunkt...ein Bildungszentrum...ein Haus ohne Angst...)

„Das Hendrik Kraemer Haus ist ein internationales Haus, in dem Menschen verschiedener Nationalitäten aus der ganzen Welt zusammentreffen und einander kennen lernen. Unter einem Dach wohnen wir, Menschen aus Afrika, Asien, Lateinamerika und Europa zusammen. Keiner von uns hatte vorher geplant ins Hendrik Kraemer Haus zu kommen, um hier zu wohnen. Alle landeten zufällig hier, weil wir Hilfe brauchten und keine andere Möglichkeit hatten. Einige kamen eigentlich nur für eine Nacht oder eine Woche, blieben aber doch einige Monate oder Jahre. Das Haus ist nicht nur ein Begegnungspunkt, sondern gleichzeitig auch ein Bildungszentrum für alle Leute. Hier hat man die Gelegenheit, die Kulturen von anderen Völkern kennen zu lernen und mehr über die politische Lage der verschiedenen Herkunftsländer zu erfahren. Jede erzählt seine erschreckende Geschichte und sein Erleben von Folter, Bürgerkrieg und Völkermord in der eigenen Heimat. (...) In unserem kleinen Anti-Rassismus-Kreis erzählen wir alle von unseren täglichen Erfahrungen als Ausländer, was wir in Schulen, Unis, auf der Straße und überall erleben.(…) Obwohl wir überall Angst vor bösen Menschen haben, haben wir keine Angst im Hendrik Kraemer Haus, wo wir uns sicher und zu Hause fühlen.“

(Aus der HKH Weihnachtsbroschüre 1994)

Geta (Flüchtling aus Äthiopien, 1994 im HKH)

(Dank eines Flüchtlings...)

„Ich verließ mein Land 1983, um ein Studium der Allgemein-Medizin in der früheren Sowjetunion zu absolvieren und schloss dieses 1990 ab. Ich konnte aus politischen Gründen nicht in meine Heimat zurück, daher ging ich 1990 nach Deutschland, um hier ein friedliches Leben zu beginnen.

Seit Oktober 1994 lebe ich hier im Hendrik Kraemer Haus, weil ich mich mit einigen Problemen konfrontiert sah. In diesem Haus fühle ich mich sicherer als je zuvor und lebe nun in einer Gemeinschaft mit Menschen verschiedener Kulturen und unterschiedlicher

Gesellschaftsformen. Ich fand hier wirklich gute Menschen vor, die für ein besseres Leben und mehr Menschlichkeit eintreten. Die Gründerin dieses Hauses, Bé, eine wundervolle Menschenrechtlerin, ist einer der wenigen Menschen auf diesem Planeten, deren Hauptinteresse der Menschlichkeit gilt. Würde es mehr Bé's auf der Welt geben, würde es Probleme wie Krieg, Rassismus und Armut nicht geben. Ich danke auch allen, die in diesem Haus leben, und Bé in ihrer Arbeit unterstützen. In diesem Haus leben Menschen aus neun verschiedenen Nationen. Wir diskutieren oft über unsere Länder, Kulturen, Religionen, Rassismus, arbeiten aber auch an Lösungen dieser Probleme. Es ist mein Traum, dass alle Menschen in Liebe und Frieden leben und dass ein jeder für den anderen da ist um ihm zu helfen.“

(Aus der HKH Weihnachtsbroschüre 1994)

Alle die heute beisammen sind

Ein Lied zum Abschied des Hendrik Kraemer Hauses

(Melodie: „Alle die wollen nach Island fahr'n“; Text: Els van Vemde)

Alle die heute beisammen sind,
die Jungen und die Greisen
und die Schwarzen und die Weißen,
sie singen mit, wir singen mit
ein Friedenslied –
nach über 60 Jahre sind wir noch nicht müd.

Alle die wollten zum Kraemer Haus fahr'n,
das Haus der Ökumene,
offen für die Friedensszene,
Das Haus gab Kraft, es gab die Kraft
die Frieden schafft,
wo auch die trügste Taube sich hat aufgerafft.

Wehte der Wind von dem Mamon her,
wir teilten unser'n Ärger
in der Kraemer Haus Herberge.
Wir schauten hin, wir schauten her,
und lernten alle sehr.

Denn wer gemeinsam hinschaut, der erkennt viel mehr.

Wenn nun das Haus heut' zu Ende geht,
dann sollte man nicht weinen
um die Räume und die Steine.
Die Seele bleibt, der Geist besteht,
der immer mit uns geht,
Es ist der Geist des Friedens der die Welt bewegt.

Alle die wollen jetzt Erben sein,
sich in die Zukunft wagen
und die Welt zu hinterfragen.
Der komme mit, der bringt sich ein,
das Schiff ist nicht zu klein,
nach über 60 Jahre fahr'n wir nicht allein

Alle die heute beisammen sind,
die Männer und die Frauen,
rote, grüne oder Graue,
Aus Ost und West, aus Nord und Süd,
die Freundschaft weiter blüht –
Und weil wir das auch feiern, sind wir endlich müd...

(Zum Abschied des Hendrik Kraemer Hauses am 22. März 2014
Els van Vemde)

Verein

Freunde des Hendrik-Kraemer-Hauses e.V.

Niederländische Ökumenische Gemeinde

www.hendrik-kraemer-haus.de

e-mail: info@hendrik-kraemer-haus.de

Kto: 790818

BLZ 21060237

Ev. Darlehns-genossenschaft

